

REZENSIONEN

Schneise in die „terra incognita“

„Nationalsozialismus in Dithmarschen? Nein, das hat es hier nicht gegeben – da haben doch so viele damals gewöhnt, aber von denen hat doch keiner was rausgefunden.“

Stimme einer Dithmarscherin auf einer Veranstaltung über den NS-Schriftsteller Gustav Frenssen, 1995.

Im Wintersemester 1995/96 legte Ulrich Pfeil an der Hamburger Universität seine Dissertation über Heides Weg in den Nationalsozialismus vor, die 1997 um aktuelle Literatur erweitert als Buch erschien. Die Arbeit umfasst – bewusst weit gesteckt – die Phase zwischen 1890 und 1933, nämlich jenen Zeitraum, in dem die späteren Hitler-Anhänger und -Wähler ihre politische und kulturelle Sozialisation erfuhren. Der Autor nennt diese Phase eine der „spannendsten und bewegtesten Perioden in der Heider Stadtgeschichte“ (S. 1) – zu Recht, wie er in seiner ausführlichen und faktenreichen Darstellung nachweisen kann.

Die kleine norderdithmarscher Kreisstadt Heide gilt in der Rückschau zwar immer als Hochburg des Nationalsozialismus, der in den beiden dithmarscher Kreises früh Fuß fassen konnte, doch hatte der Ort im Kaiserreich eine eher linksliberale politische Orientierung. Aufgrund der spezifischen (land-)wirtschaftlichen Struktur wirkte sich die ökonomische Krise ab Mitte der zwanziger Jahre im Raum Dithmarschen besonders verheerend aus, so dass die rechtsradikale Landvolkbewegung hier viele Sympathien gewinnen konnte. Die Nationalsozialisten knüpften in ihrer Agitation gezielt an der öffentlichen

Stimmung – den Ängsten und vermeintlichen oder realen Statusverlusten von Mittelstand, Handwerk und Landwirtschaft – an und vermochten es, bei den jeweiligen Wahlen zunehmend hohe Stimmgewinne zu erzielen, so dass die NSDAP im Juli 1932 in Heide mehr als 50 Prozent der Wählerstimmen bekam.

Pfeils bedient sich für seine anschauliche und breit gefächerte Analyse einer klassisch historischen Vorgehensweise. Gestützt auf Aktenbestände und Tageszeitungen rekonstruiert er ein Gerüst aus sozial- und wirtschafts- bzw. teilweise mentalitätsgeschichtlichen Elementen, um die für die politischen Entwicklungen wirksamen Faktoren und Kräftefelder zu identifizieren. Als Projektionsebene dient ihm die nationale Politik und Wirtschaftsentwicklung, vor deren Hintergrund er Parallelen und Divergenzen herausstellt.

Wichtig ist ihm dabei, nicht die überregionalen Gegebenheiten einfach auch dem Ort zuzuschreiben, sondern sorgfältig zu prüfen, wann, wie und warum es in Heide und Umgebung individuelle Entwicklungen gegeben hat. Sein Ziel: „Faktoren und deren historische Wurzeln auf regionaler Ebene zu beschreiben, zu analysieren und zu kommentieren, die zum 30. Januar 1933 geführt haben.“ (S. 1)

Dank der faktenreichen und fast immer sehr konkreten Darstellung gelingt es Ulrich Pfeil, die politische, historische und ideologische Entwicklung in Heide und Umgebung schlüssig zu präsentieren. Indem er damals öffentliche Quellen – zumeist Zeitungstexte – in seine Arbeit integriert, wird die zeitgenössische Stimmung nachvollziehbar. Besonderes Augenmerk widmet er für die späteren Jahre der politische „Kultur“ und veranschaulicht so einen qualitativen Wandel hin zur Radikalität.

Ulrich Pfeils Untersuchung schlägt eine breite Schneise in eine „terra incognita“ der schleswig-holsteinischen NS-Geschichte, als die man Dithmarschen noch immer weitgehend bezeichnen muss. Es wäre dringend notwendig, von diesem gut dokumentierten Zugang aus nun ähnliche Studien für den gesamten Raum anzustellen.

Pfeils Buch erschien im Eigenverlag – Resultat des herrschenden Druckzwanges für Dissertationen, die zwar für die Verbreitung der Forschungsergebnisse

sinnvoll sein mag, dem Doktoranden aber zusätzlich zur entbehrungsreichen und meist auch einkommenlosen Promotionszeit weitere finanzielle Bürden auferlegt (denn die meisten Verlage kassieren recht hohe Zuschüsse zu den Produktionskosten). Zusätzlich zur sorgfältigen Druckvorlagenerstellung hat der Autor sich die besonders lobenswerte Mühe gemacht, das Buch durch ein Register der Personen- und Ortsnamen zu erschließen, was die Handhabbarkeit wesentlich verbessert und – da leider nicht die Regel in wissenschaftlichen Werken – ausdrücklich gewürdigt werden soll.

Ulrich Pfeils Arbeit kann über die Heider Buchhandlungen oder die Anschrift des Autors bezogen werden.

Kay Dohnke

Ulrich Pfeil: Vom Kaiserreich ins „Dritte Reich“. Heide 1890 – 1933. Heide: Selbstverlag 1997. 482 S. 48 DM. Bezug: Ulrich Pfeil, Moorkamp 14, 25746 Heide.

Zeitgeschichte für den Unterricht

Wer als Geschichtslehrer in Schleswig-Holstein zeitgeschichtliche Themen mit regionalhistorischem Bezug behandeln will, wird in den zugelassenen Fachlehrbüchern kaum etwas an Material finden. Soweit ich sehen kann, bildet die einzige Ausnahme die landesbezogene Ausgabe der *Reise in die Vergangenheit* (Band 3, Braunschweig 1990) mit kurzen Kapiteln wie: „Die Volksabstimmung in Schleswig“, „Schleswig-Holsteins Weg in den Nationalsozialismus“, „Schleswig-Holstein während

der nationalsozialistischen Herrschaft“ (immerhin u. a. mit kurzer Erwähnung Hinrich Lohses samt seiner Funktion im „Reichskommissariat Ostland“ sowie mit einer Karte „Konzentrationslager in Schleswig-Holstein“).

Für die weitere Materialsuche, insbesondere zur Geschichte des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein, wird man auf die vom Kieler Landesinstitut Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule (IPTS) herausgegebenen Bände der *Quellen zur Ge-*

schichte Schleswig-Holsteins (Teil III, 2. überarb. Aufl. 1986, bzw. Teil V, 2. teilweise neubearbeitete Aufl. 1995) zurückgreifen sowie auf die zahlreichen Einzelstudien, die schließlich auch in diesem Land seit den achtziger Jahren erschienen sind. Allerdings: Didaktisch aufbereitet sind diese Arbeiten selbstverständlich nicht. Letzteres hat Ulrich Pfeil unternommen in seinem Reader *Von der roten Revolution zur braunen Diktatur. Heide zwischen 1918 und 1935*. Soweit ich sehe, das einzige Buch dieser Art bisher für Schleswig-Holstein.

Der Band fußt auf Pfeils Dissertation *Vom Kaiserreich ins »Dritte Reich«. Heide 1890 – 1933* (Heide 1997) und umspannt den Zeitraum von 1918 bis 1935. Pfeil beginnt mit grundsätzlichen Überlegungen über „Regionalgeschichte im Unterricht“ und lässt zehn Kapitel, einen knappen statistischen Anhang sowie eine ausführliche Bibliografie regionalgeschichtlicher Arbeiten folgen. Die Themen der einzelnen Kapitel: „Die Novemberrevolution in Heide 1918/19“, „Parteien in der Weimarer Republik“, „Die Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit 1919 – 1923“, „Antidemokratische Strömungen und Tendenzen“, „Die Wahlentwicklung in Heide 1919 – 1933“, „Die Heider Geschäftsleute in der Weltwirtschaftskrise 1928 – 1933“, „Die ‚Landvolkbewegung‘ – Wegbereiter der NSDAP“, „Der Aufstieg der NSDAP in Schleswig-Holstein“, „Jugend zwischen Republik und Diktatur“, „Das Frauenbild im Nationalsozialismus“.

Alle Kapitel haben einen identischen Aufbau: Den Eingang bildet ein einführender Text des Verfassers. Darauf folgen die Materialien (zumeist Artikel aus dem *Heider Anzeiger* bzw. anderen

schleswig-holsteinischen Zeitungen sowie Anzeigen und Wahlplakate). Diesen Materialien sind dann Arbeitsaufgaben zugeordnet.

Dem Leser zeichnet sich die Entwicklung in einer norddeutschen Kleinstadt ab, wie sie ähnlich vielerorts vonstatten ging: Die äußerliche Zäsur gegenüber dem Kaiserreich im Zeichen moderat wirkender Arbeiter- und Soldatenräte und einer SPD, die sich scheute, Schaltstellen der Macht mit Demokraten neu zu besetzen; das Fehlen eines entschiedenen Bruchs mit den Strukturen des Kaiserreichs; die Fähigkeit der bürgerlichen Kräfte, sich durch geschickte Anpassung letztlich die Macht zu sichern; Kontinuitäten, wie sie sich besonders deutlich in der Person des Bürgermeisters Dr. Hadenfeld ablesen lassen (Bürgermeister von 1903 – 1909 sowie 1928 – 1937, nach 1945 dann ehrenamtlicher Stadtdirektor); ein antidemokratisches Potenzial, das schon im ersten Drittel der Weimarer Republik recht stabil dasteht; Wahlentwicklungen, die 1919 mit nahezu 90% für SPD und DDP beginnen, 1924 bereits die DNVP als deutlich stärkste Partei hervorgehen (1924/I: 39,4%) und 1932 die NSDAP die absolute Mehrheit erreichen lassen; Schulen als Bastionen antidemokratischen Denkens; eine bürgerliche Zeitung, die beim Bericht über Hitlers Rede in Heide vom Oktober 1928 durch falsche Modusverwendung Aussagen Hitlers als angebliche Tatsachen serviert (vgl. S. 49: „Jedes Volk hat ein Recht auf die ihm notwendigen Bodenmengen, und diese muß es sich verschaffen, muß es sich nehmen.“ [*Heider Anzeiger* v. 15.10.1928]).

Dass die von Pfeil ausgewählten Ma-

terialien überwiegend aus Tageszeitungen stammen, insbesondere aus dem bürgerlich-nationalen *Heider Anzeiger* und der *Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung* (Gauzeitung der NSDAP), ist grundsätzlich zu begrüßen; handelt es sich doch dabei um Artikel, Aufrufe und Anzeigen, die jeder seinerzeit zu Gesicht bekommen konnte. Nur hätte ich mir gewünscht, der Verfasser hätte noch öfter die Quellen in faksimilierter Form abgedruckt, um so den Charakter der Authentizität zu erhöhen.

Insgesamt hätte der Veröffentlichung mehr Anschaulichkeit gut getan, ganz gleich, ob für die Phase der Nachkriegsturbulenzen, für die Landvolkbewegung oder für die Zeit der Machtübernahme und der Gleichschaltung. Der Verfasser hätte die Tabellen zu den Reichstagswahlen 1919 – 1933 (in Schleswig-Holstein, in Norder- bzw. Süderdithmarschen sowie in Heide) durchaus noch durch entsprechende zu den preußischen Landtagswahlen und den Kommunalwahlen ergänzen sollen, möglichst auch durch die Ergebnisse in den einzelnen Wahlbezirken. Warum gibt es keine Beispiele für die Selbstgleichschaltung von Vereinen und Verbänden? Dergleichen hätte unmittelbar deutlich machen können, wie stark der „Grundkonsens [...] zwischen dem neuen Regime und der Bevölkerung“ war, auf den Pfeil zu Recht hinweist (S. 65).

Gänzlich vermisste ich Dokumente zum Boykott gegen jüdische Geschäfte vom 1. April 1933, auch solche zu Festnahmen, Schutzhaft oder auch Formen von Opposition. Es gab dies alles doch auch in Heide, wie M.-E. Rehn u.a. in ihrem Buch *Heider gottisleider* (Basel 1991, vgl. *ISHZ* 22/1992, S. 75ff.) ge-

zeigt hat. Ich meine, es macht einen deutlichen Unterschied, ob Schüler solche Geschehnisse nur erwähnt finden oder ob sie mit ihnen in der Form konfrontiert werden, in der diese seinerzeit durch die Lokalzeitung gingen. Warum nicht auch im Spiegel der Aussage von Zeitzeugen?

Deutlich näher dran an der Unterrichtssituation ist Pfeil mit den Arbeitsaufgaben, die er den Quellen zuordnet. Sie decken ein breites Spektrum ab: von Nachschlageaufgaben über quellener-schließende Fragestellungen bis hin zu solchen, in denen zu historisch-politischen Urteilen aufgefordert wird. Einzel- wie Gruppenarbeit kommen dabei ins Spiel. Einschränkend muss ich bemerken: Nicht immer sind die Aufgaben sprachlich präzise genug formuliert (als Beispiel S. 47: „Erkläre die Art und Weise sowie die Ursachen für die antisemitische NS-Propaganda.“).

Überhaupt haben sich auf dem Weg zur Veröffentlichung noch zu viele Fehler eingeschlichen, kaum eine Seite ist frei davon. Für den Fall einer – grundsätzlich zu begrüßenden – verbesserten Neuauflage hier nur ein Hinweis auf drei besonders deutliche: Auf S. 11 muss statt „DDR“ „DDP“ stehen, auf S. 58 Reichstagspräsident Goering, und K.-J. Lorenzen-Schmidt heißt Klaus-Joachim (nicht Jürgen).

Trotz der kritisch angemerkten Aspekte: Veröffentlichungen wie diese sind wichtig, und Ulrich Pfeil wie der GEW Heide gebührt Dank. Es bleibt zu wünschen, dass möglichst viele Geschichtslehrer in Heide auf sie für ihren Unterricht zurückgreifen. Wir brauchen seit langem für jeden Ort, für jeden Kreis solche didaktisierten Handreichun-

gen. Ist es zu viel verlangt, dass die historischen Fachbereiche an den schleswig-holsteinischen Hochschulen Derartige erarbeiten? **Hartmut Kunkel**

Ulrich Pfeil: Von der roten Revolution

zur braunen Diktatur. Heide zwischen 1918 und 1935. Quellen, Texte und Abbildungen für die Sekundarstufe I. Hg. von der GEW Heide. Heide 1997. 82 S. Bezug über Bernhard Müller, Ostroher Weg 64, 25746 Heide.

Ein Zehntel NS-Geschichte

Einstmals war er mit seinen etwa 113 m der höchste Berg Schleswig-Holsteins, bis ihn der Gipsabbau auf seine heutigen 90 m reduzierte – beeindruckend ist er immer noch: der Kalkberg in Segeberg. Vielfältige Aspekte rund um Geschichte, Fauna und Flora bzw. die kulturelle Rolle des Berges dokumentiert jetzt ein reich illustriertes Buch, das der Segeberger Bildjournalist Hans-Peter Sparr herausgegeben hat: Es geht um die Entstehungsgeschichte des Berges und die Gründung des Solbades, um Mythen und Sagen, die sich um dieses „Werk des Teufels“ ranken, um den nur in der Segeberger Kalkberghöhle vorkommenden Höhlenkäfer *Choleva holsatica* sowie um die 15.000 alljährlich in der Höhle überwinternden Fledermäuse oder die 53 Schneckenarten, die hier in einer Konzentration wie sonst nirgendwo im Lande beobachtet werden können.

Zur Kulturgeschichte gehören natürlich die 1952 als „Winnetou-Festspiele“ ins Leben gerufenen Karl-May-Festspiele, deren Geschichte sich durch die Schilderung der zahlreichen Missgeschicke und Unbill ironisch-amüsant liest, und die „R.SH-Oldie-Nacht“. Doch was hat eine Besprechung dieses Buches in den *ISHZ* verloren? Nun, der Kalkberg spielte einst noch eine weitere besondere Rolle für deutsche Kultur.

Was heute als Kalkbergstadion vielfältig genutzt wird, war 1934 als Thingplatz konzipiert worden, als eine von 400 geplanten nationalsozialistischen Weihestätten. Auf zwölf reich illustrierten Seiten schildert Evi Pagel, Redakteurin der *Lübecker Nachrichten*, den steinigen Weg zur Vollendung dieses vom Berliner Regierungsbaumeister Fritz Schaller entworfenen Freilichttheaters. Dreieinhalb Jahre zog sich der Bau hin, der zunächst von zeitweilig gut 100 Männern des „Reichsarbeitsdienstes“ vorangetrieben wurde.

Was mit 20.000 RM kalkuliert war, kostete schließlich das Sechsfache. Eigentlich hätte schon die misslungene Inszenierung des ersten Spatenstiches am 27. Mai 1934 durch Gauleiter Hinrich Lohse als schlechtes Omen gewertet werden können – kam doch nur gut ein Zehntel der erwarteten 15.000 Besucher, und auch die eingeladene Ufa-Tonwoche ließ sich nicht blicken. In der Folgezeit musste gesprengt werden, wo Bohrungen das harte Gestein nicht durchdrangen. Zuschüsse des Reichspropagandaministeriums blieben aus, so dass der Landeshauptmann die Hälfte der Baukosten aus eigener Tasche zahlte, als eine vollständige Einstellung des Projektes drohte.

Die offizielle Eröffnung fand dann

auch nicht anlässlich des 800-jährigen Segeberger Stadtjubiläums statt, wie ursprünglich geplant; vermutlich hatte ein Erdbeben diese Terminverschiebung bewirkt. Und als endlich am 10. Oktober 1937 Josef Goebbels vor 20.000 Besuchern die Nordmark-Feierstätte feierlich eröffnete, regnete es in Strömen. „Ganz passabel [...] kein Kunstwerk, aber immerhin erträglich“, lautete das nur dem Tagebuch anvertraute Urteil des Propagandaministers.

Während Evi Pagels historischer Abriss mit der Eröffnungsveranstaltung endet, gilt dies natürlich nicht für die NS-Geschichte des Kalkberg-Runds, das nachweislich bis Kriegsbeginn noch einige Veranstaltungen erlebte – laut Zeitzeugenandeutungen wurde die Feierstätte auch während des Krieges noch für Aufmärsche genutzt. Visuelle Dokumente bilden die zwölf ausgewählten Fotos zu Entwurf, Bau und Einweihung des Stadions – sie stammen allesamt aus noch umfangreicheren Beständen des Segeberger Stadtarchivs.

Auf der dem Pagel-Artikel folgenden Seite findet sich dann unter der Überschrift „Veranstaltungen am Kalkberg“

unvermutet ein nur knapp beschriftetes Foto „Die Aufführung ‚Schlacht der weißen Schiffe‘, 1938“, das seinen Platz eigentlich im Kontext des vorangegangenen Aufsatzes verdient hätte. Wer Näheres über dieses Schauspiel des Plöner HJ-Führers Henrik Herse erfahren möchte, mag dessen zugrunde liegendes Werk und die 1987 über die Nordmark-Feierstätte verfasste Hamburger Magisterarbeit von Antje Prolingheuer zur Hand nehmen. Letztere bietet dann auch demjenigen eine politisch-ideologische Einordnung dieser Feierstätte, dem die Schilderung der Baudramaturgie nicht reicht.

Fazit: begrüßenswert in jedem Fall, dass immerhin ein Zehntel des Buches der NS-Zeit gewidmet ist; eine historisch-politische Gewichtung und Bewertung dieses Thingstättenbaus, eine Einordnung in den überregionalen NS-Kontext wäre wünschenswert gewesen.

Björn Marnau

Hans-Peter Sparr (Hg.), Der Kalkberg. Naturdenkmal und Wahrzeichen der Stadt Bad Segeberg. Hamburg: Christians Verlag 1997. 112 S.

Verbrannte Synagogen, verlorene Biografien

Kiel im Jahr 1928. Zwei Knaben stehen vor der Kamera, tragen Matrosenanzüge, Matrosenmützen auf den Kopf, Lackschuhe an den Füßen. Karl-Heinz und Leo Kufelnitzky, die Söhne einer selbstständigen Mützenmacherin, posieren für den Fotografen. Ein typisch deutsches Bild, ob zur Kaiserzeit oder in der Weimarer Republik.

Angespuckt und fortgejagt

Sechs, sieben Jahre später. „Wir Jungen waren fast jeden Tag in Schlägereien verwickelt. Sehr oft schickte man zu mir einen schwächlichen Jungen, meist den Schwächsten der Klasse. Er beschimpfte und bespuckte mich, und wenn ich ihm dann eine Ohrfeige gab, kamen die anderen und riefen: ‚Du feiger Judas, vergreifst Dich an den

Schwächeren."

Solche Ereignisse aus einer Kieler Volksschule wären wohl als etwas raue Hänselei einzustufen, wenn es im Originaltext nicht „wir jüdischen Jungen" hieße – und so werden die Erinnerungen von Karl-Heinz Kufelnitzky zur Facette eines empörenden Bildes, wie nach 1933 in Schleswig-Holstein auch unter Kindern Antisemitismus und Diskriminierung an der Tagesordnung waren.

Ortswechsel, Wyk auf Föhr: Schüler bilden ein Spalier; Kinder gehen hindurch zu einem Schiff an der Mole. Die Schüler bespucken die anderen Kinder, bewerfen sie mit Steinen. Es ist der 11. November 1938, der Tag der „Juden-austreibung von Föhr" – die letzten Bewohner des jüdischen Kinderheims Weinberg werden von der Insel verjagt. Ein Lehrer hatte zuvor in verschiedenen Klassen zur Beteiligung aufgerufen, musste Belobigungen versprechen, als sich zu wenig Schüler freiwillig meldeten. In der vorhergegangenen „Kristallnacht" haben Wyker Einwohner die Fenster eines zweiten, inzwischen leer stehenden jüdischen Kinderheims zerstört.

Provinz – typisch deutsch

Szenen aus der Provinz, Bilder aus Schleswig-Holstein – und ebenfalls typisch deutsche Bilder. Auch wenn sie aus einer Gegend stammen, deren jüdisches Leben längst in Vergessenheit geraten ist. Und doch haben in vielen Städten und Orten Schleswig-Holsteins Juden gelebt, hat sich hier die deutsche Geschichte dieses Jahrhunderts auf grausame Weise vollzogen – oder genauer: wurde von den Behörden und Bewohnern des Landes vollzogen.

• Mehr als sechzig Jahre nach den Po-

gromen der „Reichskristallnacht" erinnert nun ein bemerkenswertes Buch an die vergessene Bevölkerungsgruppe, die auch im Norden unterdrückt und verfolgt, vertrieben, deportiert, ermordet wurde. In fast 60 Beiträgen rekonstruiert der Sammelband *Menora und Hakenkreuz* die Geschichte von Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck und Altona zwischen 1918 und 1998. Das Buch entstand in Zusammenarbeit des Institutes für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte in Schleswig mit dem Joseph-Carlebach-Institut in Ramat Gan, Israel.

Die 40 beteiligten Autorinnen und Autoren aus der Bundesrepublik, Israel und den USA – unter ihnen auch jüdische EmigrantInnen – haben nicht nur aufwendig recherchiert, sie können vor allem eines: Geschichte anschaulich erzählen. Und so geht es in *Menora und Hakenkreuz* weniger um große Zuordnungen, um abstrakte Zahlen und Statistik, um distanzierte Interpretation von Vergangenheit. Im Mittelpunkt stehen immer konkrete Menschen, und man merkt den Texten das Engagement an, mit dem das Leben dieser Menschen rekonstruiert, dem Vergessenen entgegen gearbeitet wird.

Das Kibbuz bei Flensburg

Menora und Hakenkreuz schildert auch weitgehend unbekannte Aspekte jüdischen Lebens, erzählt beispielsweise von den Kibbuzim der „Hechaluz", in denen sich jüdische Jugendliche auf die Auswanderung nach Palästina vorbereiteten und dafür vor allem landwirtschaftliche Grundausbildungen absolvierten und Hebräisch lernten.

Auf Gut „Jägerslust" bei Flensburg

und dem „Brüderhof“ bei Harksheide (vgl. *Akens-Info* 4/1984, S. 3-12) entstanden zionistisch-sozialistische Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die auf schleswig-holsteinischem Boden ausprobierten, was in Palästina klappen sollte: Der autarke Aufbau eines eigenen Staatswesens. Immerhin bis in den Herbst 1938 ließen die Machthaber diese auch im übrigen Reich und dem Ausland existierenden Arbeitskommunen gewähren, bis sie nach der Pogromnacht aufgelöst wurden.

Mitmachen und widerstehen

Schleswig-Holsteins jüdische Geschichte nach 1933: Die wesentlichen Stationen und Phasen sind aus der allgemeinen deutschen Geschichte bekannt. Näheres Hinschauen zeigt aber erstaunliche Differenzierungen und – bei allem Mitmachen – auch ungewöhnliche Phänomene. So etwa beim Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933. Trotz oder gerade wegen der Propagandahetze in den NS-Zeitungen kam es in mehreren Städten zu Widerstand gegen die Blockaden der SA. Die Kieler Arbeiterschaft besuchte an jenem Tag nun gerade das jüdische Kaufhaus Jonas, das Hunderte Kunden zählte. In Elmshorn und Itzehoe organisierte die SPD breiten Widerstand der Bevölkerung. Manchmal hatten die Leute eigentlich kein Geld, um wirklich etwas zu kaufen; demonstrativ gingen sie an den SA-Männern mit Hetzplakaten vorbei ins Geschäft – und heimlich durch die Hintertür wieder hinaus.

Gesten der Solidarität gab es am 10. November 1938 fast überhaupt nicht mehr. Als in Kiel und Lübeck, in Friedrichstadt, Bad Segeberg und

Rendsburg die Synagogen und Betsäle gestürmt und verwüstet, die Scheiben jüdischer Geschäfte eingeworfen und die Warenvorräte geplündert wurden, schritt kaum ein „Volksgenosse“ ein. Zu stark hatte sich inzwischen offenbar die Hetzpropaganda ausgewirkt, und zudem hatten die Nazis ihre Gewaltbereitschaft oft unter Beweis gestellt. Wer mit den bedrängten und angegriffenen Juden fühlte, verspürte inzwischen auch eine ganz andere Angst vor dem Regime.

Heimliche Hilfe

Trotzdem gab es Hilfe, wenn auch nur heimlich und höchst selten – die Wirkung aber war groß. Käthe Frieß, Mitte April im Arbeiterziehungslager Nordmark der Kieler Gestapo inhaftiert und zu Zwangsarbeit eingesetzt, legt davon ein bewegendes Zeugnis ab. Einmal gab ihr eine flüchtige Bekannte Lebensmittel, ein halbes Brot und etwas Butter: „Frau Böttcher, haben Sie noch heute tausend Dank für die grosse Liebe, die Sie mir entgegengebracht haben! Ich habe jeden Tag sehnsüchtig nach ihr ausgeschaut, und das gab mir ein Ziel, und jeden Morgen wanderte ich in dem Gedanken los, vielleicht treffe ich sie heute.“

Auch aus anderen Gegenden des Landes sind Unterstützung und Hilfe für verfolgte Juden überliefert – vom Gestapo-Mann aus Flensburg, der Verhaftete laufen ließ, dem Bürgermeister von Arnis, der drei Jüdinnen versteckte, und sogar aus Wyk: Hatten einige Bewohner der Insel den dortigen jüdischen Heimkindern so übel mitgespielt, so erhielten später eine „Volljüdin“ und eine zur Kategorie der „Halbjuden“ gerechnete Familie von den Gemeindebehör-

den – entgegen der geltenden Verordnungen – volle Lebensmittelbezüge und die üblichen Sonderzuteilungen.

Das Bild der NS-Zeit in Schleswig-Holstein zeigt – je genauer man es betrachtet – vielfältige und teils widersprüchliche Züge. Diese Brüche, diese Ungereimtheiten differenziert aufzuzeigen, ist eine der Stärken des Bandes. Das Leben der Juden in der Provinz, so ein Fazit, bot Gefahr und Schutz zugleich – weil die Anonymität geringer war, sich die Menschen besser kannten, waren die Opfer der Verfolgung leichter auszugrenzen, und zugleich sorgte gesellschaftliche Integration für eine höhere Aggressionsschwelle gegenüber jenen Juden, die als dazugehörig angesehen wurden.

Menora und Hakenkreuz erzählt von

zerstörten und vergessenen Synagogen, sichert fast verlorene Biografien, rekonstruiert verschleierte Verantwortung, deckt verheimlichte Vorgänge auf. Auch dem jüdischen Leben bis in die Gegenwart ist ein großer Abschnitt gewidmet. Der rundum gelungene und ausführlich bebilderte Band kann als beispielhafte Umsetzung wissenschaftlicher Forschung in allgemein zugängliche Darstellung gelten – er ist ein Geschichtsbuch ganz besonderer Art geworden.

Kay Dohnke

Gerhard Paul, Miriam Gillis-Carlebach (Hg.): *Menora und Hakenkreuz. Zur Geschichte der Juden in und aus Scheswig-Holstein, Lübeck und Altona 1918 – 1998*. Neumünster: Wachholtz Verlag 1998. 943 S. m. zahlr. Abb.

125 Mal und öfter

Aalsuppe und Abaton, Hagenbeck und Hamburger Kessel, Teufelsbrück und Tageszeitung (Taz) – dies sind nur sechs von über 1.200 Stichwörtern aus dem neuen Hamburg-Lexikon, aber sie illustrieren anschaulich die Bandbreite der behandelten Themen. Es liegt in der Natur der Sache, dass viele jener Standards berücksichtigt werden mussten, die man bislang meist unter dem etwas altbackenen Begriff „Hamburgensien“ subsumierte, doch überrascht daneben vor allem die kreative Vielfalt, mit der die Herausgeber und 47 weitere AutorInnen Geschichte, Geografie, Kultur des Stadtstaates darstellen.

1.200 Stichwörter zu knapp 1.200 Jahren Hamburger Historie – rein arithmetisch dürfte da für die Zeitgeschichte

nicht viel Platz sein, wenn man bedenkt, dass allein für jeden der 104 Stadtteile ein eigener Artikel im Band enthalten sein sollte. Und in der Tat führen die Herausgeber im Vorwort aus, dass die Festlegung des endgültigen Stichwortkataloges ein schwieriges Unterfangen war; vor allem biografische Abrisse konnten nur in knapperer Zahl aufgenommen werden, als wünschenswert gewesen wäre (inzwischen ist daher ein separates biografisches Lexikon für Hamburg in Planung).

Begrenzter Umfang – das ist bei vielen Projekten unweigerlich ein Zwangsargument, mit dem inhaltlich wünschenswerte Aspekte und Elemente notgedrungen und schweren Herzens fortgelassen oder verknappat dargestellt

werden müssen. Erfreulich ist, dass die Fakten für eine kritische Zeitgeschichtsschreibung trotz dem keineswegs zu kurz gekommen sind – neben speziellen Artikeln etwa zu Personen wie dem in Kofafu in den Tod getriebenen Antifaschisten Fritz Solmitz, dem Rabbiner Joseph Carlebach, dem NS-Architekten Konstanty Gutschow oder dem Gauleiter Karl Kaufmann, zu NS-Einrichtungen wie beispielsweise dem KZ Wittmoor bzw. dem Hanseatischen Sondergericht oder Ereignissen wie dem Altonaer Blutsonntag wird NS-Geschichte auch in vielen anderen Zusammenhängen berücksichtigt (nicht zuletzt in zahlreichen Artikeln zu einzelnen Stadtteilen) – mindestens 125 Artikel sind daher für die Zeitgeschichtsforschung besonders wichtig und erweisen sich als Fundgrube für oft wenig bekannte Details.

Beim Stichwort Alsterdorfer Anstalten werden die Euthanasie und ihre Folgen ausgiebig dargestellt, unter dem Stichwort Giftgas findet man Informationen zur Firma Tesch und Stabenow, die Zyklon B herstellten, im Zusammenhang mit dem Curiohaus werden die dort abgehaltenen Prozesse der britischen Militärgerichte beschrieben, und wer hätte gedacht, dass im heutigen Literaturhaus 1939 das „Durchgangsheim

für gefährdete weibliche Jugendliche“ untergebracht wurde, nachdem man das Gebäude dem jüdischen Besitzer abgenommen hatte – eine Disziplinierungseinrichtung der Nationalsozialisten, in der moralisch gefährdete Mädchen in „Schutzhaft“ genommen wurden.

Auch zahlreiche Bilddokumente illustrieren die Jahre zwischen 1933 und 1945 bzw. die Wiederaufbauphase mit den noch lange das Stadtbild prägenden Kriegsschäden.

Das rundherum sehr gelungene Hamburg-Lexikon schließt eine Lücke in der Fachliteratur über diese Stadt, es ist aktuell, vielseitig und vermag Neugier und Interesse zu wecken. Der schwergewichtige Band ist anschaulich und reichhaltig illustriert und durch ein 110-seitiges Personen- und Sachregister erschlossen, das bei der Suche quer durch die Artikel äußerst hilfreich ist. Was kann man sich von einem spannenden, modernen, unterhaltsamen Nachschlagewerk noch wünschen? Eines – und das fehlt leider: Literaturangaben, die ein Weiterforschen wesentlich vereinfacht hätten.

Kay Dohnke

Franklin Kopitzsch/Daniel Tilgner (Hg.): Hamburg-Lexikon. Hamburg: Zeise Verlag 1998. 672 S. m. zahlr. Abb.

Ordnung des Terrors

Der vierte Band der von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme herausgegebenen Reihe *Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland* setzt sich in seinem Hauptteil diesmal mit der Rolle der

Funktionshäftlinge in Konzentrationslagern auseinander. „Noch zu keinem Heft hat es so intensive und auch kontroverse Diskussionen im Redaktionskreis gegeben wie zu dieser Ausgabe“, ist im Editorial zu lesen: Kaum ein

anderes Thema berühre so stark die Grenzen der Geschichtsschreibung, denn was ein Konzentrationlager für die Häftlinge bedeute, sei auch „bei Aufbietung größter Redlichkeit und Empathie“ durch die historische Wissenschaft nur sehr, sehr unzulänglich beschreibbar.

Insgesamt elf Autorinnen und Autoren haben es versucht, mit beachtlichen Ergebnissen. Untersucht wurden die hierarchischen Strukturen innerhalb der von der SS beherrschten Zwangsgesellschaft, die „Ordnung des Terrors“. In insgesamt zehn Beiträgen werden an Hand von Einzelbeispielen mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung diese extremen menschlichen Grenzerfahrungen beleuchtet.

Neben Möglichkeiten und Grenzen von Solidarität und Widerstand werden auch grundsätzliche Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Funktionshäftlingen thematisiert. In mehreren Beiträgen widmet sich der Band darüber hinaus der Diskussion um kommunistische Funktionshäftlinge am Beispiel Buchenwald.

Gemäß dem Selbstverständnis der HerausgeberInnen, die ihre Reihe auch als ein aktuelles Mitteilungsorgan für Historikerinnen und Historiker sehen, schließt sich dem Hauptteil ein umfangreicher Überblick über laufende Forschungsvorhaben, Veranstaltungen und Veröffentlichungen an: Der „Aktuelle Teil“ berichtet vom Ende der jahrzehn-

telangen Suche nach dem NS-Täter Gerhard Thiele, in der Rubrik „Dokumentation“ werden neu entdeckte Fotografien aus dem KZ Neuengamme aus den Beständen des Public Record Office vorgestellt, es gibt diverse Meldungen aus der Gedenkstätten- und Initiativenarbeit (z. B. über: KZ-Gedenkstätten in der Bundesrepublik Deutschland – Selbstverständnis, Leitlinien, Organisationsprofil: Das EXPO-Projekt der KZ-Gedenkstätte Mittelbau Dora) sowie diverse weitere Beiträge und Hinweise auf aktuelle Projekte und neuere Literatur zum Nationalsozialismus in Norddeutschland.

Für eilige LeserInnen oder RezensentInnen, die sich einen ersten Überblick verschaffen wollen, finden sich auf den letzten Seiten sehr benutzungsfreundliche zweisprachige „summaries“: eine knappe und präzise Übersicht über die Aufsätze des Hauptteils in deutscher und englischer Sprache.

Insgesamt eine anspruchsvolle und lesenswerte Veröffentlichung, der eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

Sabine Zeis

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): *Abgeleitete Macht – Funktionshäftlinge zwischen Widerstand und Kollaboration*. Bremen: Edition Temmen 1998. 208 S. m. zahlr. Abb. (= Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 4).

„Jüdische Mischlinge“

Außer den Büchern *Rückblenden* (Sybille Baumbach u. a.) und *Erinnerungsmuster* (Ulrike Jureit; vgl. *ISHZ* 36/

Oktober 1999, S. 117) erschien 1999 eine weitere umfangreiche Publikation zum Themenkomplex „NS-Rassenpoli-

tik": Entgegen den inzwischen zahlreich vorliegenden Abhandlungen zum Schicksal der Juden im Nationalsozialismus widmet sich Beate Meyers knapp 500-seitige Monografie *Jüdische Mischlinge. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933 – 1945* dem Schicksal der Menschen, die mit jüdischen und christlichen Familienwurzeln zwischen allen Stühlen saßen. Dieses in der Historiographie bislang nur am Rande berücksichtigte Terrain ist bis heute von falschen Vorstellungen und Vorurteilen behaftet.

Wer sich einmal die vielfachen rassistischen Kategorien vor Augen hält, die das NS-System zwölf Jahre hindurch immer aufs Neue entwarf, bewertete und anzuwenden suchte, der mag erahnen, in welch undurchdringliches Gestrüpp sich die Autorin mit der Suche nach den „innerpsychischen und innerfamiliären Prozessen in Verbindung mit historischen Fragestellungen“ (S. 14) gewagt hat.

Der nationalsozialistische Rassismus beließ es nicht bei der Definition des „Nichtariers“. Seit den Nürnberger Gesetzen galten Begrifflichkeiten wie „Volljude“, „Mischling ersten Grades“ („Halbjude“ mit zwei jüdischen Großeltern), „Mischling zweiten Grades“ („Vierteljude“ mit einem jüdischen Großelternanteil), „Geltungsjude“ („Halbjude“, der der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte oder mit einem Juden/einer Jüdin verheiratet war). Hinzu kam die Kategorie der (christlich-jüdischen) „Mischehe“. Diese „Mischehen“ wiederum wurden seit 1938 von den Machthabern unterteilt in „privilegierte“ Ehen (in der die Frau jüdisch, der Mann nichtjüdisch war, wenn sie

keine oder nichtjüdisch erzogene Kinder hatten oder in der der Mann jüdisch und die Frau nichtjüdisch war, wenn nichtjüdisch erzogene Kinder existierten) und in „nichtprivilegierte“ Mischehen (in der der Mann Jude und die Ehe kinderlos war oder ein Ehepartner jüdisch war und die Kinder jüdisch erzogen wurden oder in der der nichtjüdische Partner zur jüdischen Religion konvertiert war). Diese spezifisch nationalsozialistische Gedankenwelt prägte einerseits die Planung und Umsetzung des Verfolgungsprozesses durch alle Instanzen der Behörden und Parteiämter, andererseits auch die Umgangsstrategien der Betroffenen sowie das Verhalten der übrigen Bevölkerung.

Der Wissenschaftlerin geht es in ihrer Untersuchung insbesondere darum, die Wechselwirkungen zwischen Betroffenen und Akteuren aufzuzeigen und Fragen zu beantworten nach dem Personenkreis der „Mischlinge“, nach ihrem Selbstverständnis, nach der Wirkung ihrer Umgangsstrategien und nach den Folgen ihrer Ausnahmesituation. Erstmals wird durch diese Untersuchung auch beabsichtigt, die Umsetzung der die „Mischlinge“ betreffenden politischen Entscheidungen unterhalb der Reichsebene, auf regionaler Ebene durch einzelne Entscheidungsträger nachzuzeichnen.

Für Beate Meyer dürfte die Entscheidung, diese Untersuchung exemplarisch anhand der Stadt Hamburg durchzuführen, nicht nur deshalb naheliegend gewesen sein, weil in der Hansestadt, nach Wien und Berlin die meisten „Mischlinge“ lebten. Als Mitarbeiterin der Hamburger Forschungsstelle für Zeitgeschichte (der ehemaligen For-

schungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg) stand ihr hier eine gute Quellenbasis zur Verfügung: Sie konnte 60 lebensgeschichtliche Interviews mit „Mischlingen“, die sie im Rahmen des Oral-History-Projekts *Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerung* führte (auf S. 264 spricht sie hingegen von 61 entstandenen (!) Interviews) genauso wie private Dokumente und schriftliche Selbstzeugnisse nutzen. Ebenfalls in der Forschungsstelle archiviert sind die Korrespondenzen der Hamburger Selbsthilfegesellschaft ‚Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen‘ sowie Einzelfallakten des Amtes für Wiedergutmachung.

Auch hinsichtlich ‚klassischer‘ Quellen standen Meyer diverse Aktenbestände zur Verfügung: So fanden Bestände verschiedener Reichsministerien, der NSDAP und Hamburger Senats- und Behördenüberlieferungen, erstmalig auch die Protokolle des „Reichsausschusses zum Schutze des deutschen Blutes“ Eingang in ihre Analyse. Besondere Bedeutung erhielten Urteile Hamburger Zivil- und Straegerichte, speziell die Akten der Abstammungsverfahren. In der Korrelation lebensgeschichtlich-personengebundener Daten mit den Überlieferungen diverser Ämter beabsichtigt die Verfasserin die Wechselwirkungen der „Mischlingspolitik“ zu erschließen.

Die Monografie besteht – für den Leser leicht nachvollziehbar – aus vier weitgehend chronologisch aufgebauten Hauptteilen. Die Untersuchung beginnt mit dem sukzessiven Prozess der Verfolgungsmaßnahmen und den daraus resultierenden Situationen für die Betrof-

fenen, die durch wirtschaftliche Enteignung, Zwangsarbeit, Kriminalisierung, Einweisung in „Judenhäuser“ und Deportationsbefehl gekennzeichnet sind. Beate Meyer zeigt auf, dass „Mischlinge“ zwischen 1933 und 1938 mit Juden gleichbehandelt wurden, danach galten für sie etliche Ausnahmen, und dann fand – zeitlich versetzt – eine verschärfte schrittweise Einbeziehung in Ausgrenzungsmaßnahmen statt. Geradezu ‚spannend‘ wird die Untersuchung dort, wo der Einfluss einzelner Verantwortlicher aus den meist spärlichen Quellen rekonstruiert wird. Ein Porträt des „Judenkommissars“ Willibald Schallert z. B., der ab 1940 im Hamburger Arbeitsamt die Leitung des Arbeitsinsatzes für Juden übernahm und diese Zuständigkeit zunehmend ausbaute wie missbrauchte, ermöglicht eine plastische Vorstellung der zeitgenössischen Verhältnisse. Ebenfalls bereits im ersten Abschnitt findet der Leser ein Kapitel „Scheidungen von Mischehen“, in dem nach einer Vorstellung des NS-Eherechts die Auswirkungen auf die „Mischehen“ und Motive der Betroffenen nachgezeichnet werden.

Um die Möglichkeiten zur Statusverbesserung der als „vorläufige Reichsbürger“ definierten „jüdischen Mischlinge“ geht es im zweiten Teil. Nach einem Überblick über die beschrittenen Wege, durch Anträge per Reichsbürgergesetz oder durch gerichtliche Abstammungsverfahren eine Eindämmung des Verfolgtenstatus zu erwirken, werden vier Fallbeispiele aus den Akten der Hamburger Justiz angeführt. Abermals legt Meyer einen Schwerpunkt darauf, Argumentationsstrukturen, Prozessabläufe und Entscheidungskriterien der

Juristen nachzuzeichnen. Aber ebenso wichtig ist es ihr, die in Gang gesetzte Dynamik in den Familien und die psychologischen Auswirkungen aufzuzeigen. So vermag die Autorin beide Seiten derselben grausamen Medaille sichtbar werden zu lassen.

Auch in diesem Teil der Abhandlung werden zwei Akteure des Apparats mit den Widersprüchen und Kontinuitäten ihres Selbstverständnisses vorgestellt: Mit den Porträts von Prof. Hans Weinert vom Anthropologischen Institut in Kiel und von Dr. Hans Koopmann vom Gesundheitsamt Hamburg werden zwei ‚Räder im Getriebe‘ namentlich gemacht, die erheblichen Einfluss auf die Abstammungsprozesse ausübten.

Teil drei des Buches stellt die vielfältigen Hürden bei der Eheschließung unterschiedlich kategorisierter Antragsteller vor. Die immer wieder kurz eingeflochtenen Fallbeispiele Betroffener bezeugen den allmählich wirksam werdenden zerstörerischen Einfluss auf die Privatsphäre. Auch die Einschränkungen für „Mischlinge“ in Ausbildung und Beruf, die – entgegen der propagierten „freien wirtschaftlichen Betätigung“ – auch in diesem Bereich willkürlich gehandhabt wurde, schildert die Autorin anschaulich immer wieder anhand von recherchierten kurzen Fallbeispielen.

Dass sich auch die erhoffte Schutzwirkung einer Einberufung zur Wehrmacht oder einer kurzzeitige Mitgliedschaft in der NSDAP als Illusion erwies, zeigt Beate Meyer in eigenständigen Kapiteln auf. Erst gegen Ende des „Dritten Reiches“ bewirkte die Einberufung zur Zwangsarbeit eine ausgesprochene Gruppenbildung unter den „Mischlingen“. Dennoch gab es Stra-

tegien und Schlupflöcher, die sich für „Mischlinge“ in Ausnahmefällen als gangbar erwiesen: In einem eigenen Abschnitt wird die Verhaltensstrategie des ersten Hamburger Nachkriegsbürgermeisters Rudolf Petersen – nach NS-Terminologie „Mischling ersten Grades“ – zwischen 1933 bis 1945 und darüber hinaus analysiert und sein „Erfolgsrezept“ als eine Mischung aus Anpassung, Rückzugs- und Vermeidungsverhalten in Verbindung mit beruflicher Tüchtigkeit bewertet. Augenfällig wird dabei, wie Meyer die Figur Petersens mit spitzen Fingern anfasst und dem Ersten Bürgermeister bescheinigt, die nationalsozialistische Herrschaft in Hamburg zu verharmlosen, das Vergangene herunterzuspielen und bereitwillig zu verdrängen und zu vergessen, was sich auch in einer weitgedehnten Bereitschaft zeige, Entlastungszeugnisse für belastete NS-Täter (z. B. für seinen Amtsvorgänger Krogmann) auszustellen – ein durchaus nachvollziehbarer Standpunkt. Wo die Historikerin aber in Polemik verfällt, z. B. wenn sie befindet, die „Gegner des Deutschen Reiches hätten glücklicherweise nicht versucht, durch den Garten Rudolf Petersens nach Hamburg einzumarschieren“, kommt der Verdacht auf, die Autorin bewertet ‚große‘ und ‚kleine Fische‘ vor und nach der Kapitulation mit zweierlei Maß. Dagegen besteht der Unterschied im Verhalten der zeitgenössischen Protagonisten vielfach nur im Unterschied ihrer Möglichkeiten.

Anders als in den vorangegangenen drei Teilen, in denen aus der Anzahl der geführten lebensgeschichtlichen Interviews kleinere illustrierende Passagen eingefügt sind, stellt Beate Meyer im

vierten Abschnitt ihrer Untersuchung acht konkrete Lebensläufe von „Mischlingen zweiten Grades“, „ersten Grades“ und „Geltungsjuden“ ausführlich dar, interpretiert sie und vergleicht sie untereinander im Hinblick auf Typisches und Individuelles (leider wird die Einteilung der Interviewten nach NS-Kategorien nicht näher erläutert, so dass dem Leser die Vermutung überlassen bleibt, dass es der Autorin hier um die entsprechenden unterschiedlichen Erfahrungen geht).

Methodisch kommt der erfahrungsgeschichtliche Ansatz der Oral History, wie sie Lutz Niethammer und Alexander von Plato geprägt haben, in diesem Abschnitt am stärksten zum Tragen. Wie schwierig die letztliche Interpretation solcher – durch Forschungsliteratur und Archivmaterial re- bzw. dekonstruierter – lebensgeschichtlicher Interviews ist, schimmert hier und da durch: Bei der Auslegung tiefenpsychologischer Prozesse stößt der Historiker/ die Historikerin gemeinhin schnell an Grenzen der eigenen Disziplin. Mit einiger Sensibilität gelingt es Beate Meyer, sich in die Situationen der verfolgten hineinzuversetzen und ihre Handlungsmotive gewissermaßen von innen nach naheliegenden Beweggründen auszu-leuchten.

Anhand weniger Fallbeispiele werden die spezifischen traumatischen Merkmale – Anpassung, Verleugnung aggressiver Gefühle, Abwertung der eigenen Person, transgenerationelles Schweigen – nachgezeichnet und die Innenansichten und Verhaltensmotive der „Mischlinge“ zwischen den Extremen der rassistischen Ausgrenzung und dem Bemühen, Teil der Mehrheitsgesell-

schaft zu bleiben, abschaulich hergeleitet. Zwölf Jahre Ausgrenzung und Verfolgung als „Mischling“ hinterließen Spuren seelischer Verletzung sowie Folgen in den Familien, da diese häufig zwischen den „deutschblütigen“ und jüdischen Teilen zerrissen waren.

Obwohl der zeitliche Rahmen der Abhandlung in dem abschließenden Ausblick überschritten wird, ist es nur folgerichtig, dass sich Beate Meyer den Bemühungen der „Mischlinge“ nach 1945 widmet, in die Mitte der bürgerlichen Gesellschaft zurückzukehren. Nur so wird verständlich, warum auch von Seiten der Betroffenen kaum etwas gegen die Legendenbildung unternommen wurde, „Mischlinge“ hätten während der NS-Diktatur nur relativ gering zu leiden gehabt.

Dem Text sind 26 Tabellen angefügt, in denen die Verfasserin Zahlen aus dem Text – beispielsweise zu „Misch-ehescheidungen und Aufhebungen 1937 – 1945“ – nochmals aufführt; ein Anhang, der für schnelle Vergleiche und zum wiederholten Überblick nützlich ist. Außer einem umfangreichen Anmerkungs- und Quellen- und Literaturverzeichnis finden sich eine Liste der Abkürzungen und ein dreiseitiges Personenregister.

Meyers leserliche, streckenweise „fesselnde“ Forschungsarbeit, die aus der überarbeiteten Fassung ihrer Dissertation entstand und in der Schriftenreihe des Hamburger Instituts für die Geschichte der deutschen Juden erschien, schließt eine lange bestehende Lücke in der Forschung. Sie ist auch ein wichtiger Beitrag für die Geschichte des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. Denn auch in nördlich angrenzenden

preußischen Provinz litten „jüdische Mischlinge“ unter den rassistischen NS-Maßnahmen oder versuchten, durch einen Umzug nach Hamburg Schutz in der Anonymität der Großstadt zu finden. Dadurch erhielt hamburgische und schleswig-holsteinische Geschichte eine spezifische Parallele. Eine an Beate Meyers Werk anschließende Untersuchung über die regionalen Bedingungen

und Besonderheiten schleswig-holsteinischer Städte, Dörfer und des „platten Landes“ wäre sehr wünschenswert.

Nils Hinrichsen

Beate Meyer, „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933 – 1945. Hamburg: Dölling und Galitz Verlag 1999. 496 S. (= Studien zur jüdischen Geschichte, Bd. 6)

„Rote Fahnen über Flensburg“?

Eine Rezension über Matthias Scharlts aktuelle Publikation zur Geschichte der KPD von 1919 bis 1946 würde sich erübrigen, wenn man sein 9. Kapitel (*Zusammenfassung*, S. 195ff.) als Abstract nachdrucken würde – es ist kompakt, vollständig und schlüssig. An dieser Stelle soll aber nicht nur auf Inhalt und Ergebnisse seines Buches eingegangen, sondern der Rahmen der Betrachtung etwas weiter gesteckt und seine gelungene Arbeit in einen größeren Kontext gestellt werden.

Scharlt weist die LeserInnen darauf hin, dass es links der SPD während der Weimarer Republik nicht nur die KPD gegeben hatte, deren Flensburger Organisation er in *Rote Fahnen über Flensburg. KPD, linksradikale Milieus und Widerstand im nördlichen Schleswig-Holstein 1919 – 1945* bis nach Kriegsende nachzeichnet. Es gab nicht nur die prominenten Kleinparteien, von denen allein die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) in Flensburg von Bedeutung war. Mit einem Schwerpunkt an den Küsten, einigen Bereichen im Ruhrgebiet und in Sachsen gab es eine ausgesprochen breite syndikalistische, seltener anar-

cho-syndikalistische Strömung, deren Geschichte sich mit der KPD überkreuzte, ein Teil von ihr war und als einer von vielen Teilen auch physisch liquidiert wurde. Auch wenn es nach dem Krieg einzelne syndikalistisch motivierter Gewerkschaftsneugründungen gab (so auch in Flensburg, hier weicht die Bewertung des Rezensenten von der Scharlts ab), so hat diese Bewegung keine organisatorische Neugründung nach 1945 erfahren.

Die Bedeutung historischer Studien lässt sich selten aus Auflagenhöhe oder ausschließlich positiv zustimmenden Rezensionen ablesen. Klaus M. Mallmanns *Kommunisten in der Weimarer Republik* (1996) ist weiterhin eine umstrittene Publikation. Seit der Veröffentlichung dieser Studie wird zwischen den RezensentInnen und Mallmann eine Diskussion über den Charakter der sozialen Basis der KPD – und die Methode, wie diese beschrieben werden könne – geführt. Die Bedeutung dieser Arbeit liegt aber darin, dass andere auf sie Bezug nehmen für eigene Arbeiten – so Christine Pieper, *Widerstand in Weidel* (vgl. *ISHZ* 35/1999, S. 81f.) – oder

ihre bereits vorher angesammelten Zwischenergebnisse in Kenntnis dieser Vorlage strukturierten, wie dies Matthias Scharl getan hat.

Mallmann vertritt die These, dass weniger von einem geschlossenen kommunistischen Milieu auszugehen sei als vielmehr von einer Vielschichtigkeit von Organisation und Milieu innerhalb eines umfassenderen radikal-linken Milieus der Arbeiterbewegung. So hätten lokale Bedingungen die große Politik der KPD unterhöhlt, konterkariert und auch transformiert – ohne allerdings je die Kraft zu haben, eine Meinungsbildung von unten nach oben voranzutreiben. Lokal schlugen sich die strickmusterartigen „Umschwünge“ in der KPD – als Gipfel die „Sozialfaschismus-These“ – nur eingeschränkt nieder, und ein „links-proletarisches Milieu“ war nicht auf die Ausdifferenzierung in KPD und SPD angewiesen, konnte mithin mal hier, mal dort angebunden sein. Mallmann geht es nicht um eine Reinwaschung der KPD-Basis von den Verbrechen im Namen der kommunistischen Bewegung, sondern um die Klärung, warum die Politik der KPD scheiterte und dieses Scheitern nicht alleiniges Resultat der Verfolgung von 1933 oder der „Säuberungen“ in den 30er Jahren war.

Die Partei befahl ihre Organisationen, doch diese hatten vor Ort unzählige Mechanismen, sich die Ordern in ihrem Sinne anzueignen, zu transformieren oder auch auszuhöhlen. Das Verhalten der KPD-Basis sei – dies stellt Mallmann aber erst später in Reaktionen auf die Rezensionen entsprechend klar – ein besonderer Hinweis auf „Eigen-Sinn“ als Verhalten innerhalb der Arbeiterbewegung.¹

Christine Piepers Arbeit konnte bereits für Wedel nachzeichnen, dass es dies dort so nicht gegeben hat, die Fragestellung danach allein aber die KPD vor Ort ganz anders analytisch durchdringt als die Fixierung auf die große Politik des ZK. Und auch Matthias Scharl kann nun Mallmanns Ergebnis letztlich für den Landesteil Schleswig nicht bestätigen. Dennoch gelingt es ihm überzeugend, die von Mallmann beschriebene Struktur sozialer Prozesse in der Partei höchst produktiv aufzugreifen. Er zeigt, wie die Partei vor Ort wahrscheinlich weniger als anderswo ausgehöhlt wurde, sondern vielmehr in ihrem Hilfsersuchen an die Bezirksleitung allein gelassen wurde. Die unzureichende organisatorische Unterstützung – und damit direktere Einflussnahme – der Bezirksleitung Wasserkante verringerte das Potenzial der Leitungs-Ortsgruppen-Konflikte.

Der Band beginnt mit einer ausführlichen Strukturanalyse der Region und beschreibt, wie die verspätete Industrialisierung aufgrund der Zugehörigkeit zu Dänemark und der Verlust des Hinterlandes 1920 eine ökonomische Schwächung darstellten, von der sich Flensburg bis (ja wann?) nicht erholen konnte. Dies musste Auswirkungen auf die Politisierung auch der Arbeiterbewegung haben, da eine anhaltend hohe Sockelarbeitslosigkeit erhalten blieb. Obwohl die „November-Revolution“ in Flensburg ruhig verlief, entwickelte sich hier durch das Vorhandensein desintegrierter Truppenteile, Arbeitslosigkeit etc. ein besonderer revolutionärer Voluntarismus, gespeist durch die Situation von Elend und schlicht Hunger.

Für Flensburg war nun spezifisch,

dass hier eine USPD als SPD-Abspaltung erst sehr spät in Erscheinung trat und eine andernorts in der USPD zu sehende Schanierfunktion zwischen der organisierten traditionellen und tendenziell schwach organisierten radikalen Arbeiterbewegung nicht bestand. Die Mehrheit der Flensburg USPD – so Scharlt – ging in den Spartakus bzw. firmierte mit diesem als VKPD (Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands, kurz darauf: KPD). Etwas unklar bleibt nun aber, ob die von Scharlt seit spätestens Juni 1920 in Flensburg ausgemachte KAPD (Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands) zum Jahreswechsel dann der VKPD beitrug. Zudem muss die Frage erlaubt sein, inwieweit die KAPD als Partei nicht die gleichen Personen repräsentierte wie die Autonome Arbeiter Union (AAU) – die nationale Sektion der syndikalistischen Industrial Workers of the World (IWW) – als betriebliche oder sozial-nähräumliche Quartiers-Organisation.²

Der Soldatenrat trat als Hüter von Recht und Ordnung gegen die Spartakisten auf. Eine seit Herbst 1918 in vielen Orten bestehende gemeinsame Plattform aller sozialistischen Kräfte hatte es in Flensburg nicht gegeben. Die hier begonnene Trennung eines Teils der Milieus von der SPD ist für diese Stadt konstitutiv. Scharlt zeichnet in der Folge die Mechanismen der Radikalisierung innerhalb der Erwerbslosenbewegung auch als eine Folge der fehlenden Verbindungen zur organisierten Arbeiterbewegung um die SPD und den ADGB nach.

In Scharlts sehr detaillierter Geschichte der Linksradiكالen zu Beginn der Weimarer Republik tritt ein Gedan-

ke doch zu sehr in den Hintergrund: Der Syndikalismus kann nicht zwingend mit revolutionärem Voluntarismus gleichgesetzt werden. Auch ist anzumerken, dass das spezifisch revolutionäre Element der Partei Lenin'schen Typs nicht darin liegt, eine Revolution zu entfachen, sondern in der Fähigkeit begründet lag, revolutionäre Schübe aufzugreifen. So wie aber die fehlende parlamentarische Zweckrationalität im Syndikalismus Quell radikalen Eifers war, so war der Syndikalismus an die Organisation über den Arbeitsplatz gebunden. Massenarbeitslosigkeit lässt dies kaum zu. Wer Massenarbeitslosigkeit zum Ausgangspunkt politischer Agitation nehmen wollte, musste eine andere politische Struktur wählen. Autonome Erwerbslosenausschüsse blieben wirkungsarm; erst die Organisation über eine Partei führte zu einem Minimum an Kontinuität. Die Geschichte der Flensburger Erwerbslosenausschüsse ist daher auch nicht aus dem Schatten der KPD-Politik herausgetreten, eine autonome Organisation gelang nicht. Die kommunistische Partei blieb als Organisationsmodell quasi in einem politisch-evolutionären Prozess übrig.

Scharlts Qualifizierung der Syndikalistinnen mit dem Etikett „radikale Utopisten“ (S. 48) geht daher am Gegenstand vorbei. Nur die Verbindung der heute nicht nachvollziehbaren syndikalistischen Organisierungsoption mit teils extremistischen Positionen (und einer im Weltkrieg genährten Gewaltbereitschaft!) kann weniger als utopistisch, sondern vielmehr als „revoluzzerhaft“ beschrieben werden. Umkehrpunkt eines Prozesses von Herausbildung einer Parteistruktur und strukturärmerem

Syndikalismus war das Blutbad vor der Duburg-Kaserne. Die Situation in Flensburg eskalierte, als am 29. Dezember 1920 ein Mitglied der KAPD und des revolutionären Erwerbslosenrates bei einer Polizeiaktion erschossen wurde. Im Anschluss an die Beisetzung am 4. Januar 1921 kam es zu weiteren Demonstrationen und einem Angriff auf die verhasste Duburg-Kaserne. Die Angreifer wurden durch den Schusswaffengebrauch der Polizei zurückgeschlagen – zehn Tote blieben zurück.

Das Geschehen an der Duburg-Kaserne kann aber in der Tat nur als abenteuerlicher Putschismus bezeichnet werden – der Blutzoll war hoch. Aber: Abgesehen von der Dynamik einer Massenradikalisierung in der Aktion – für Teile der Angreifenden waren Vorstellungen von erfolgreichen putschartigen Vorgehen gar nicht so „irreal“, wie es heute erscheinen muss, denn die Machtergreifung einer kleinen Kaderpartei in Russland stellte eine andere Perspektive von extremistischen politischen Aktionsformen dar.³

Alle parallel zur Entwicklungslinie USPD-VKPD-KPD oder Spartakus-VKPD-KPD bestehenden Organisationen in KAPD und AAU (Mitte 1921 nördlich der Elbe immerhin 14.000 Mitglieder) konnten sich letztlich aus den genannten Gründen nicht etablieren. Eine Basis von KAPD und AAU blieb aber in der Seeleute- und Hafendarbeiter-Organisation bestehen; – auf dieses Thema geht Schartl allerdings kaum ein.⁴ Im politischen Tagesgeschäft blieb auch in Flensburg – eher aus externen Gründen – allein die KPD übrig und musste dieses Erbe an Strömungen als politisches Potential aufnehmen.

Die gesamte Geschichte der KPD in den 20er Jahren kann Schartl so auch als stetes Wechselspiel von Umschließung, Ausgrenzung und Erosion, teils parallel, teils quer zu den Generallinien der KPD, beschreiben und dies bei einer völlig unzureichend ausgebildeten Organisationsstruktur, die nahezu vollständig versagte (vgl. „Richtungskämpfe, personelle Reibereien und hausgemachtes Chaos [...] 1926 – 1928“, S. 90ff.).

Allein die Mitgliederbewegung der KPD in Flensburg weist auf die Diskontinuität der Parteiarbeit hin (1921: 1.200; 1928: 30-40; 1931: 700; vgl. S. 74). Zwischen den Vorgaben der Bezirksleitung Wasserkante, den Berichten der Ortsgruppen und der Arbeit vor Ort lag mehr als nur eine Realität. Ein Faktor, der auch im Widerstand eine der Hauptursachen des Scheiterns war, denn die geradezu absurde Werbekampagne des Jahres 1931 blähte die Partei so auf, dass man im Grunde genommen nur Probleme aufsammlte und selbst bei den politisch Handlungswilligen nur Enttäuschungen produzierte.

Der mit der Sozialfaschismus-These geförderte Verbalextrémismus zerstörte ohnehin geringe Kontakte ins sozialdemokratische Lager. Wenn von der „KPD in Flensburg“ gesprochen wird, kann bestenfalls von nur wenige Persönlichkeiten – allen voran Karl Schirdewahn – und deren Familien als Kern der KPD ausgegangen werden, der Rest war Fluktuation (S. 76).

Trotz der teils hohen Mitgliederzahl stand der Partei – jenseits der eigenen organisatorischen Fehler – kein echtes personales Widerstandspotenzial gegenüber, vielmehr war es ein leichtes, hier V-Leute einzuschleusen und die

Organisation zu unterminieren. Die preußische Polizei hatte hier bereits lange vor 1933 sehr effektiv agiert. Eine funktionierende Abwehr hatte die Partei lokal nicht, und gerade der Abwehrapparat der Bezirksleitung war Opfer der innerparteilichen Gleichschaltung in der KPD geworden. Der Abschnitt „Flensburger KPD im Netz des polizeilichen Überwachungsapparates“ (S. 123) und insb. die Reproduktion einer diesbezüglichen Abrechnung (S. 127) verdeutlichen, wie die KPD im Widerstand in jedes offene Messer laufen musste. Mit dieser Parteiorganisation konnte kein effektiver Widerstand organisiert werden, die Binnenprobleme waren zu groß und verwoben. Eine Inanspruchnahme der bestehenden grenzübergreifenden Kontakte in Flensburg durch die Bezirks- und Reichsleitung forderte daher viele Opfer.

Schartl schreibt keine Geschichte des Widerstands der KPD in der Weise, dass er auflistet, wann wer welches – im Inhalt bereits durch ZK-Beschluss überholte – Flugblatt von wo nach wo transportiert hat und wer für eine derartige „Politik“ mit Knast oder gar Leben büßen musste, sondern er schreibt darüber, warum all diese Aktivitäten letztlich zum Scheitern verurteilt waren, wie die aus der Vergangenheit resultierenden Kontakte zu KommunistInnen jenseits der Grenze für die bezirksweite Arbeit der KPD genutzt wurden und warum die überregionale KPD als Organisation geradezu eine Gefahr für die strukturell schwächelnde antifaschistische Bewegung in Flensburg und nicht geeignete Stütze für Oppositionsarbeit und das politisch-organisatorische Überleben war.

Ein Unterschlüpfen und Untertauchen in der Organisation der dänischen Minderheit als Reaktion auf den Verfolgungsdruck (vgl. S. 80) braucht aber keineswegs allein als Resultat eines instrumentellen Politikverständnisses gewertet zu werden. Mit dem Versagen der Organisation gewannen auch ethnische Orientierungen wieder an Gewicht. Wenn die betreffenden Personen nach 1945 wieder bei der KPD auftauchen, dann darf nicht übersehen werden, dass neben einer möglichen politischen Überzeugung hier schlicht auch das Prestige der Zugehörigkeit zur am schärfsten verfolgten Partei des Widerstandes eingesetzt wurde, um sich im eigenen Lebensweg neu zu positionieren. Menschen haben nicht nur eine Loyalität. Eine ethnisch-dänische Orientierung, Linksradikalismus und der Wunsch nach einem Job in der Stadtverwaltung können sehr wohl parallel existieren.

An Schartl Arbeit gefällt, dass der Verfasser stets auf die Reichs- bzw. Bezirksebene zurückgreift, ohne auch nur ein einziges Mal den Fehler zu begehen, mit lokalen Geschehnissen die übergeordnete Entwicklung nachzuzählen – dies war ja der häufigste methodische Fehler von Studien wie „A-Dorf im Nationalsozialismus“ oder „Die x-Partei in B-Stadt in der Weimarer Republik“. Der Verfasser nutzt die lokal-regionale Ebene, um mittels einer hier leistbaren umfangreichen Literatur- und Quellenrecherche – natürlich dadurch begrenzt, dass diese Arbeit auch „nebenbei“ entstanden ist – eine echte Rekonstruktion zu leisten. Schartls Arbeit gefällt überhaupt dadurch, dass er schreibt, worüber er sich ein Bild ver-

schaffen kann, und schweigt bzw. als Frage offen lässt, worüber seine Quellengrundlagen (noch) nicht ausreichen. Dennoch kann seine Arbeit derzeit als wichtigster Bezugspunkt für die Erforschung der links-radikalen Milieus der ganzen Wasserkante gelten.

In Kenntnis anderer um die KPD in Kiel versammelter Quellen kann vermerkt werden, dass die von Scharl begonnene Geschichte so auch für Kiel zu schreiben wäre/geschrieben werden könnte, wenngleich einzelne Gruppierungen innerhalb der dortigen KPD (z. B. „Rote Marine“ und der große Seeleutestrik auf der Ostsee sowie der Sozialistische Schüler- und Studentenbund SSB im kulturpolitischen Umfeld) eine höhere Politik- und Kampagnenfähigkeit bewiesen haben. Diesbezüglich ist aber sehr interessant, dass die Arbeit des SSB in Kiel – Wandertheater, Selbstschulung, Jugendarbeit – in Flensburg von einer generationsidentischen SAJ-Gruppe mit ausgesprochen dänischer Affinität getätigt wurde.

Man wäre als Rezensent unehrlich, würde man nicht einräumen, dass man sich geradezu ängstlich-eiferstüchtig in einem dem eigenen Thema nahen Werk umschauen würde, ob hier nicht eigene Ergebnisse falsifiziert oder kritisiert werden. Scharl hat natürlich in dieser Fokussierung mehr herausgefunden, so z. B. hinsichtlich der Frage, ob der ehemalige Emigrant in Dänemark Paul Fisker sich nach 1945 noch politisch betätigt hat. Fisker hat – und die Aussage des Rezensenten⁵ war nicht ausreichend fundiert (vgl. S. 128). Gleiches gilt für den Anlass der Aufdeckung der Ringgaard-Gruppe 1936. Diese auf eine Denunziation zurückgehende Aktion hatte

der Rezensent bislang einem V-Mann in der KPD-Emigration zugeordnet.

Die Sozialgeschichte von Widerstand und Verfolgung und politischen Bewegungen ist ein Puzzle, welches mit geradezu kriminalistischem Eifer rekonstruiert werden muss. Entsprechend groß sind dabei die Schwierigkeiten, Dutzende, wenn nicht Hunderte von Biografien zusammenzufügen. Scharl ist dies als historisch arbeitendem „Kommissar“ sehr gut gelungen.

Nachdem Christine Pieper über den Widerstand am Südrand der Region gearbeitet hat, konnte nun Matthias Scharls für die nördliche Ecke des Landes einen weiteren erfreulichen Baustein zur Sozialgeschichte des Widerstandes beitragen. Eine Arbeit über Kiel und eine über die Seeleute-Szene könnten das Bild wünschenswert abrunden. An Quellen mangelt es nicht.

Abschließend sollen ein paar kleinere Kritikpunkte genannt werden. Nicht jeder hat die gleiche Befähigung als GeschichtenerzählerIn wie ein Eric J. Hobsbawm. Aber liest man abwechselnd zwischen Mallmanns und Scharls Arbeit quer, fällt doch eines auf: Wüsste man nicht, dass Scharl schon lange „Doktor“ ist, käme man auf die Idee, dass hier eine recht schüchtern gehaltene Promotion vorläge. Allzu trocken kommt der Autor daher und bremst so die LeserInnen aus. Natürlich ist das auch eine Frage des individuellen Stils oder LeserInnengeschmacks, aber mit dieser Trockenheit verzichtet Scharl doch etwas auf die Akzentuierung seiner Ergebnisse. Aber bitte: Trockenheit heißt gewiss nicht langweilig, denn allein das ausgebreitete Material ist fesselnd.

Die Arbeit liefert unzählige biografische Hinweise, die sozialhistorische Fundierung der Arbeit ist enorm. Um so misslicher ist, dass es keinen Personenindex gibt. Und ein Abbildungsverzeichnis⁶ sucht man leider ebenfalls vergebens...

Thomas Pusch

Matthias Schartl: Rote Fahnen über Flensburg. KPD, linksradikale Milieus und Widerstand im nördlichen Schleswig-Holstein 1919 – 1945. Flensburg: Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte e.V. 1999. 210 S. m. zahlr. Abb. (= Schriftenreihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Band 55.)

1. Klaus-Michael Mallmann: Gehorsame Parteisoldaten oder eigensinnige Akteure? Die Weimarer Kommunisten in der Kontroverse – Eine Erwiderung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 45/1997, S. 401-415. Sehr ärgerlich, dass Mallmann auf den „Eigensinn“ als Interpretationsgerüst erst in der Antwort auf seine RezensentInnen eingeht und „Eigen-Sinn“ als Konzept (siehe S. 413) entgegen allen anderen Zuordnungen nicht bibliografisch belegt. Vgl. Alf Lütke: „Eigen-Sinn“: Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Hamburg 1993.
2. Ein interessanter Hinweis diesbezüglich ergibt sich aus einem für Heft 38 der *ISHZ* zur Publikation vorgesehenen Lebenslauf des Ratzeburger Kommunisten Willy Lange (Jg. 1902), der während Trebe, Kapp-Putsch und Ruhrkampf mit der Partei in Verbindung kam und eine Doppelstruktur von „Spartakisten“ und „(Autonomer Arbeiter) Union“ beschreibt.
3. Nur im Zusammenhang dieser Ereignisse wird verständlich, warum z. B. der spätere Flensburger Feuerwehrmann (bis 1935) Alfred R. Berger – im Juli 1936 Mitglied der Anarchistischen Miliz in Barcelona – sich zu diesem Zeitpunkt in die UdSSR abgesetzt hatte. Ein Lebenslauf von ihm findet sich im Bundesarchiv, SAPMO, (ältere Signatur:) EA 1706.
4. Die Basis des Syndikalismus bis in den Krieg hinein blieben die Seeleute und Hafenarbeiter, da hier eine Art Betriebsstruktur auf den Schiffen weiterhin gegeben war und der spezifische Ehrenkodex der Seeleute ein beachtliches Maß an Kontinuität ermöglichte. Die Arbeitsbedingungen waren aber oft so skandalös und die Heuer so schlecht, dass eine Arbeitslosigkeit kein so viel härteres Los dargestellt hätte.
Es ließe sich nur mit großer Mühe erschließen, woher die Vertrauensleute der ITF auch auf Schiffen der Flensburger Horn-Reederei kamen (so ein Hinweis von Dieter Nelles, Wuppertal), die noch während des Krieges tätig waren und indirekt alliierten Nachrichtendiensten zuarbeiteten, während andere Arbeiter ihre Leistung als Soldat und Facharbeiter bewiesen – vielleicht ungen und oft gezwungen – häufiger aber immerhin so, dass das bis zum 8. Mai 1945 ausreichte.
5. Thomas Pusch, „Staatsbürgerschaft als Strafe“. Ausgebürgerte FlensburgerInnen, in: „Ausgebürgert. Ausgegrenzt. Ausgesondert“, hg. vom Stadtarchiv Flensburg in Zusammenarbeit mit dem IZRG Schleswig und der BU Flensburg, Flensburg 1998, S. 9-61 (= Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte).
6. Vgl. hierzu auch den Beitrag im vorliegenden Heft ab Seite 96.

Weitere Lektüre

- Klaus Kinner: Der deutsche Kommunismus [I]. Selbstverständnis und Realität, Berlin 1999. 239 S. Ein weiterer Band wird sich der Zeit ab 1932 widmen.
- Klaus-Michael Mallmann: Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung. Darmstadt 1996. 552 S.

Abschluss eines Großprojektes

In der letzten Ausgabe der *ISHZ* (Heft 36/Oktober 1999) wurde bereits ausführlich über die *Jahrhundert-Story* berichtet und der erste, der blaue Band der Trilogie besprochen. Inzwischen hat das Projekt seinen Abschluss gefunden, wofür die Publikation zweier weiterer Bände, die Videofilme des NDR 3 sowie das Jahrhundert-Fest und die Präsentation in Berlin stehen. Für die Zukunft ist die Eingliederung der Internet-Präsentation in die schleswig-holsteinische Museumslandschaft geplant, um zu sichern, dass die *Jahrhundert-Story* auch weiterhin für „jede und jeden“ verfügbar ist. Im Folgenden sollen die beiden letzten – passend in den noch fehlenden Landesfarben weiß und rot gebundenen – Bände rezensiert werden.

Zur Erinnerung: Der Aufbau der drei Bände ist immer gleich – zuerst kommt ein mit vielen Abbildungen und Fotos illustrierter Aufsatz, dann folgt das Leserecho und der Anhang mit weiteren Bildern und Dokumenten, dem sich das Literaturverzeichnis und der Abbildungsnachweis anschließt. Am Ende aller Kapitel kommen noch einmal die beteiligten Kooperationspartner aus dem Verlag, dem Fernsehen und Hörfunk des NDR sowie der Autor selbst zu Wort. Abschließend wird auf die Schulprojekte und die Internetseiten zur *Jahrhundert-Story* eingegangen.

Der – weiße – zweite Band beginnt mit dem „Grenzkampf“, d. h. der Abstimmung über die Zugehörigkeit von Nordschleswig zu Deutschland oder Dänemark 1920, zu dem laut dem Filmemacher des NDR, Karl Siebig, „eine Deutsche mit dänischem Paß,

wohnhaft in Apenrade, sagt: In erster Linie sind wir Nordschleswiger, natürlich sind wir auch Dänen, aber sind wir nicht auch Deutsche?“ (S. 290). Uwe Danker rät ob der These vom „Modell“ der Konfliktlösung der Region zur Vorsicht: „Ein Exportschlager ist dieser Frieden nicht, eher eine Besonderheit. Die Anwendung der nationalen Selbstbestimmung, so schön demokratisch sie klingt, bringt oft gerade nicht den Frieden, sondern Gewalterfahrungen bis hin zu ethnischen Lösungen“, das heißt gewaltsamen Vertreibungen (S. 17). Ähnlich wie hier geht der Autor auch an anderen Stellen immer wieder auf scheinbare „Lehren“ aus der Geschichte für das Heute ein und stellt dabei seine Meinung dar.

Beim Thema *Widerstand in der NS-Zeit* steht ein Zitat des Mitläufers und als „entarteter Künstler“ mit Malverbot belegten Emil Nolde am Anfang. Dessen heimlich gefertigten Aquarelle stilisiert der Autor „zu schönsten Akten des Widerstehens im NS-Staat“ (S. 48), was Gerhard Bühmann in einer Leserreaktion zu Recht kritisiert: „Von ‚Widerstehen‘ kann doch wohl nur dann die Rede sein, wenn der, dem ich widerstehe, davon auch etwas merkt.“ (S. 58) Insofern kommt Nolde als erstes Beispiel für Widerstand doch arg konstruiert daher, insbesondere wenn anschließend deutlich kritischere Künstler (u. a. Erich Mühsam, die Gebrüder Mann, Alfons Heising) genannt werden. Sein Verständnis von Widerstand erläutert Danker so: „Widerstand im NS-Staat war mehr als der Versuch des Umsturzes an der Staatsspitze und, im Gegen-

satz zu Beispielen bekannter Künstler, oft ein Thema für mutige ‚kleine Leute‘. Für sie hieß Widerstand vor allem, bei ihrer abweichenden politischen oder weltanschaulichen Anschauung zu bleiben und für diese weiter einzutreten." (S. 50) Nach dieser einleitenden These versucht der Autor, einerseits übergeordnete Sachverhalte („vor allem der aktive kommunistische Widerstand hält bis zu seiner endgültigen Zerschlagung 1936/1937 unter schweren Opfern an“) darzustellen; andererseits konkrete Beispiele für widerständiges Handeln aufzuzeigen und auch die Rolle der Frauen dabei nicht zu vergessen: „Eine Hauptlast bei diesem Widerstand der Arbeiterbewegung trugen die Familien und die Frauen" (ebd.)

Dankers Resümee verklärt aber das damalige Handeln nicht („Nüchtern betrachtet war dieser Widerstand politisch wirkungslos", S. 51), auch wenn er später von Julius Leber und Theodor Stelzer als „Helden der Demokratie" spricht. Deutlich auf Widerspruch und als Provokation angelegt ist der Abschnitt über Christen, in dem Danker mit der Verfolgung der Zeugen Jehovas beginnt und über den Lübecker Christenprozess klare kritische Worte zur evangelischen und katholischen Amtskirche findet.

Mit der Verfolgungsgeschichte des Dänen Benjamin Mørch und einer Schilderung des KZs Husum-Schwesing endet der Beitrag, wobei der Autor betont: „Widerstand war das Thema einer ganz kleinen Minderheit. Die meisten Menschen auch in Schleswig-Holstein waren vom damals neuen Deutschland begeistert, von Erfolgen geblendet, lebten, wie man so lebt, angepaßt, oder

waren bei dieser Gewalt und diesen Gefahren ängstlich." (S. 55) Und über die mutigen Menschen meint er, sie lieferten „uns allen positive Vorbilder" (S. 57).

Abgesehen davon, dass der Beitrag besser mit „Widerstand und Verfolgung" überschrieben wäre und es auch arg konstruiert erscheint, ihn als „Gegenstück zum Kapitel ‚Jugend in der NS-Zeit‘, in dem die NS-Zeit fast ausschließlich aus der Perspektive der sehr großen Mehrheit der Bevölkerung behandelt wurde", zu bezeichnen (S. 60), wirkt er doch thematisch etwas einandergerichtet und spiegelt damit meines Erachtens wider, dass eben doch wichtige Monografien zur Widerstandsgeschichte Schleswig-Holsteins (u.a. zu SPD und KPD) oder zur Geschichte des Nationalsozialismus im Land fehlen und eigentlich nur die Geschichte der Zeugen Jehovas intensiver erforscht wurde.

Das Kapitel *Die ‚Reichskristallnacht‘* befasst sich nicht nur mit dem 9./10. November 1938 und seiner Vor- und Nachgeschichte, sondern gibt durch entsprechende Einschübe einen Überblick zu Leben, Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung der von den Nationalsozialisten als „Juden" kategorisierten Menschen im NS-Staat; insofern ist die Kapitelüberschrift etwas irreführend.

Neben der Beschreibung der Reichspogromnacht liegen die Stärken des Kapitels in den auf die Gegenwart verweisenden Sätzen, bspw. bezogen auf die Nachwirkungen der rassistischen Nürnberger Gesetze: „noch heute unterscheiden viele unbedacht zwischen ‚Deutschen‘ und ‚Juden‘, was wahrlich unlogisch ist." (S. 151); und in der Einbeziehung der Reaktionen der Bevölke-

nung heißt es: „Sie machten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht mit bei der Gewalt, sie halfen aber auch den Bedrängten nicht; sie schauten einfach zu oder weg“ (S. 156), was laut Danker den Nazis bewies, „daß sie weiter gehen könnten, ohne Widerstand oder laute Kritik befürchten zu müssen“ (ebd.).

Der Verweis auf das mutige dänische Beispiel – die Rettung der jüdischen Dänen nach Schweden 1943 – trägt nicht ganz; die Kritik an den Kirchen hingegen schon: „Hätten allein die christlichen Amtskirchen massiv und öffentlich gegen die Verfolgung von Juden protestiert, spätestens nach dem 9. November 1938, so wäre der Holocaust zu verhindern gewesen, bevor man ihn plante“ (S. 157). Und ähnlich amtskirchenkritisch, wie der Text beginnt – der Verfasser zitiert die verharmlosenden und zynischen Worte des evangelischen Landesbischofs Paulsen zum Pogrom –, endet er auch. Das Schuldanerkenntnis von 1998 durch die heutige nordelbische Kirche stimmt Danker nicht versöhnlich: „Die Erklärung kommt zu spät; zumindest für die Opfer“ (ebd.).

Bedauerlicherweise erschien erst nach dem Redaktionsschluss des Beitrages der Forschungsband *Menora und Hakenkreuz*, herausgegeben von Miriam Gillis-Carlebach und Gerhard Paul, worauf der Autor zwar hinweist, aber unerklärlicherweise die bibliografischen Angaben weglässt (S. 161). Nachlässig ist auch – zum wiederholten Mal – der Fotonachweis: So werden drei Fotos der Kieler Synagoge als „IZRG“ ausgewiesen, wovon zwei aus dem dem IZRG übergebenen Fotoarchiv von Hauschildt-Staff stammen und eines aus dem Stadtarchiv Kiel (vgl. S. 167).

Auch ist anzumerken, dass in der – im Literaturverzeichnis genannten – Arbeit von Ursula Dinse ein qualitativ besseres Foto vom Abbruch der Kieler Synagoge zu finden gewesen wäre.

Das dritte Kapitel, das sich am ehesten noch mit der NS-Zeit beschäftigt, ist mit *Die Zerstörung der Weimarer Republik in Schleswig-Holstein 1929 – 1933* überschrieben. Der Autor stellt dabei eine Analyse der Wahlerfolge der NSDAP voran und konstatiert „ein klares Land-Stadt-Gefälle. Hier spiegeln die Wahlerfolge der Hitlerpartei und die geringe Verankerung der Demokratie antimoderne Reaktionen und Formen rückwärtsgewandter konservativ-romantischer Vorstellungen“ wider (S. 270). Die NSDAP hatte ihre absoluten Hochburgen an der Westküste und „beerbte die gescheiterte Landvolkbewegung“ (S. 271). Ob „die politische Entwicklung der Landbevölkerung in Schleswig-Holstein als Sonderentwicklung zu begreifen“ ist (ebd.), möchte ich mit einem Fragezeichen versehen: Ein Vergleich mit anderen evangelisch geprägten ländlichen Regionen (bspw. Pommern, Mecklenburg-Schwerin) und mit Ergebnissen der Studie von Jürgen Falter (*Hitlers Wähler*, 1991) macht nämlich die Anfälligkeit bestimmter Milieus auf dem Land für NSDAP-Propaganda deutlich; das ländliche Schleswig-Holstein war in diesem Kontext vielleicht eher nur die Spitze des Eisbergs.

Antidemokratische Denkweisen/strukturen mit „gegen die moderne Welt“ gerichteten Vorstellungen einer verklärten, romantisierten, harmoniesüchtigen und scheinbar konfliktfreien „guten alten Zeit“ steigerten laut Danker „die Sehnsucht nach einem ‚starken Mann‘“

(ebd.). Als drittes benennt er die Verrohung der politischen Umgangsweisen: die Kultur der direkten Gewalt gegeneinander, die selbst vor Mord nicht halt machte und mit dem „Altonaer Blutsonntag“ auch reichsweite Auswirkungen hatte, nämlich als Anlass für den „Preußenschlag“, d. h. die Absetzung der preußischen Landesregierung – und dadurch auch der Verwaltungsspitze in Schleswig-Holstein – durch Reichskanzler von Papen. Anzumerken bleibt aber, dass die Verantwortlichen für die Toten des „Blutsonntags“ hinter dem Satz „Unter bis heute nicht restlos geklärten Umständen kam es zu Schüssen“ (S. 273) verschwinden – trotz der Veröffentlichungen von Léon Schirmann zu diesem Thema (vgl. u.a. *ISHZ* 22/ April 1992); und anzumerken bleibt als zweites, dass die unterschiedlichen Reaktionen von Basis und Funktionären der SPD auf den Papenputsch leider nicht benannt werden, obwohl dies die Resignation im Januar bzw. März 1933 erklären hilft.

Abschließend geht Uwe Danker unter der Überschrift „Provinzieller Machtwechsel“ auf die Ereignisse im März 1933 ein und schließt mit den Worten: „Die mit der von Kiel ausgegangenen Revolution geschaffene Weimarer Demokratie war zur Jahresmitte in Schleswig-Holstein endgültig geschlagen.“ (S. 277)

Natürlich lässt sich auch hier einiges im Detail anmerken und das Weglassen mit dem Platzmangel begründen, doch aus regionaler Sicht fehlt mir dann doch der Hinweis auf die nationalsozialistische Bombenattentats-Serie von Mitte 1932 und ein Eingehen auf den im April erlangten sensationellen Erfolg der Nazis bei der preußischen Landtagswahl,

der den Sieg im Juli im Reich vorwegnimmt und erst – sehr knapp – im März 1933 noch gesteigert werden konnte.

Die NS-Zeit gestreift wird in den Kapiteln *Badereisen und Sommerfrische 1930 – 1935* mit Hinweisen auf den Streit um den durch Flaggenschmuck „politisierten Strand“ vor 1933 und „judenreine“ Strände nach 1933 (S. 76f.); und im Kapitel *Bauen und Wohnen im 20. Jahrhundert* sehr kurz mit Hinweisen zu – auf den Gartenstadtprojekten beruhenden – SA-Siedlungen (S. 112).

Die beiden Kapitel über regionale (Sprach-)Kulturen – Friesen und das Plattdeutsche – befassen sich eingehender mit nationalistischen bis nationalsozialistischen Strömungen: „Die Mehrheit der Friesen wünschte die Nationalsozialisten an die Macht“, konstatiert der Autor mit Belegen über die regionalen Wahlerfolge der NSDAP (S. 134), um dann zwischen der NS-Volkstumsarbeit und der Verfolgung unangepasster friesischer Funktionäre und Künstler zu differenzieren (S. 134f.). Die gesamte Darstellung „der Friesen“ stieß bei den direkt Angesprochenen aber auf größeren Widerspruch, wie die Dokumentation im „Echo“ auf den Zeitungsartikel zeigt (S. 138ff.).

Der fließende Übergang von der Förderung der Heimatsprache über heimatütelnde bis hin zu verklärend nationalistischen Positionen wird beim „Plattdeutschen“ klar. Der Übergang in die NS-Zeit fiel den Beteiligten deswegen nicht schwer: „ideologisch gab es keinen Unterschied zu den neuen Herren“ (S. 194, so Danker über die plattdeutschen Vereine.)

Abgesehen davon, dass im Kapitel *Trümmerkultur 1945 – 1950* fälsch-

licherweise von einem Verbot des Jazz im NS-Staat geredet wird (S. 219), befassen sich alle übrigen Kapitel mit anderen zeitgeschichtlichen Themen.

Im Nachwort zu Band 2 geht Uwe Danker auf seine Kritiker ein: „Und Erfolg fordert Kritik besonders heraus. ‚Geschichte light‘ oder gar das belastete Wort ‚Volkspädagogik‘ kann man lesen aus der Feder vereinzelter Historiker, die die ‚Jahrhundert-Story‘ kritisieren“ (S. 294), um zu Recht darauf hinzuweisen, dass „Fachhistoriker häufig den Blick für Fachdidaktik vermissen lassen“: „Popularität, Transparenz und Verständlichkeit sind durchaus kein Nachweis mangelnder Qualität“ – und für die *Jahrhundert-Story* gilt sogar das Gegenteil!

Im dritten – roten – Band streifen viele Kapitel die NS-Zeit; eingehender aber nur die Kapitel *Zweiter Weltkrieg und sein Ende 1945*, *Affäre Heyde/Sawade* und der Abschnitt über die Segelwettkämpfe der Olympischen Spiele 1936 in Kiel. Zudem wird unter *Landespolitik 1950 – 1967* die Entnazifizierung mit abgehandelt (S. 150f.).

Im Kapitel zum *Zweiten Weltkrieg* streift Danker die Alltagserfahrungen von Zwangswirtschaft, Kinderlandverschickung, ablenkenden Kulturprogrammen und propagandistischen Durchhalteparolen nur kurz, um etwas eingehender am Beispiel von Kiel und Lübeck den Bombenkrieg zu schildern und daraus zu schließen: „die Strategie der Demoralisierung durch Bomben funktionierte nicht. Das ist eine Lehre dieses Krieges.“ (S. 71) Dass zum Kriegsalltag in der Heimat „auch die Verschärfung staatlicher Gewalt“ gehörte (S. 72), macht der Autor am Beispiel Zwangs-

arbeit sowie der Verfolgung von zu engen Kontakten zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen fest: „Deutschen Frauen drohten Zuchthausstrafen, betroffenen Zwangsverschleppten Todesurteile oder polizeiliche Hinrichtungen“ (ebd.).

KZ-Außenlager in Schleswig-Holstein, das Gestapolager in Kiel-Russee sowie Massenermordungen durch die SS zu Kriegsende werden als weitere Beispiele für die Eskalation der Gewalt genannt, wobei auch die Katastrophe der Neuengammer „Häftlingsflotte“ in der Lübecker Bucht thematisiert wird.

Beschreibungen der letzten Morde kurz vor und nach (!) Kriegsende sowie die Flucht wichtiger NS-Funktionäre und staatlicher Amtsinhaber nach Schleswig-Holstein leiten über zum letzten Abschnitt des NS-Staates: der Regierung Dönitz in Flensburg, über deren absurde Kriegsziele (Kampf der Westalliierten mit den Deutschen gegen die Sowjetunion) Danker so urteilt: „Vom Realitätsbewußtsein gibt es keine Spur“ (S. 76), und einzig die Rettungsaktion über die Ostsee für die fliehende ostdeutsche Bevölkerung bewertet er positiv. Über die „Gefühle im Mai 1945“ resümiert er anschließend: „Ein Gefühl der Befreiung kommt jetzt nur bei wenigen auf. Die große Mehrheit hat bis zum Ende das NS-Regime getragen.“ (S. 77) Schleswig-Holstein stand dann am Abgrund, und die Zukunft wurde als ungewisser denn je erlebt, was sich auch im „Leserecho“ auf die Veröffentlichung dieses Kapitel der *Jahrhundert-Story* wiederfindet: Es „hat wie kein anderes“ (S. 80) Reaktionen hervorgerufen.

Die Notwendigkeit, komplexe The-

men auf nur wenigen Seiten abhandeln zu müssen, engt den Autor natürlich auch ein, wohingegen er bei monothe-matischen Kapiteln reichlich Platz für Hintergründe und Details hat; so auch beim Kapitel *Olympische Segelwett-kämpfe in Kiel 1936 und 1972*. Neben der Herleitung des modernen olympi-schen Gedankens und einer Einleitung zu den neuzeitlichen Spielen und ihrer – im nationalistischen Lager sehr negati-ven – Bewertung in Deutschland geht der Autor auf das taktische Verhältnis des NS-Staates zum Sport ein und zi-tiert zum Segelsport das NOK: „Segeln ist Kampfsport im zweifachen Sinne: Kampf mit dem Gegner und der Na-turgewalt.“ (S. 130) Danker beschreibt im Folgenden die Inszenierung des „Dritten Reiches“ vor dem Ausland und der ausländischen Presse durch „typisch deutsche“ perfekte Organisation, militär-ähnliche Massenversammlungen und pa-thetische Feierlichkeiten sowie staats-aktähnliche Veranstaltungen, wobei we-der der Hinweis auf die Pressepropa-gandamaschinerie noch auf die Verfil-mung der Spiele durch Leni Riefenstahl fehlt. „Die Kehrseite: die Verfolgung Andersdenkender“ (S. 132) und die „ausgesetzte“ Diskriminierung und Ent-rechtung der „jüdischen“ Bevölkerung benennt der Autor, ohne aber auf die Überwachungsmaßnahmen der schles-wig-holsteinischen Gestapo während der Spiele einzugehen bzw. sie über-haupt zu erwähnen, obwohl dies gut im Buch von Gerhard Paul über die Gesta-po dokumentiert ist.

Das dritte Kapitel, dass sich mit Aspekten der NS-Zeit beschäftigt, zeigt den Umgang damit im Nachkriegs-Schleswig-Holstein: die Affäre um den

ehemaligen Obergutachter des staat-lichen Behindertenmordes Prof. Dr. Werner Heyde, der in Flensburg jahre-lang – u. a. als Gutachter für die Ge-richte – unter dem Namen Dr. Fritz Sawade praktizierte. Dieser Fall wurde von Klaus-Detlev Godau-Schüttke de-tailliert erforscht und rekonstruiert (vgl. *ISHZ* 35/April 1999, S. 85ff.), worauf der Autor eingangs explizit hinweist. Danker beschreibt ein „Kartell des Schweigens“ seitens der Mitwisser aus Ärzteschaft, Justiz, Universität und Landesministerien („Sagen Sie, wer von uns hat es eigentlich nicht ge-wußt?“), das es dem Obergutachter der Euthanasie – Werner Heyde – ermög-lichte, bis Ende 1959 im Land als ange-sehener Mediziner unter dem Namen Dr. Sawade zu praktizieren und Gut-achten für Gerichte zu schreiben, um sich dann im November 1959 den Be-hörden zu stellen.

Die Beschreibung der Ereignisse wird von Danker jedoch immer wieder durch Rückblenden unterbrochen, so dass es manchmal schwerfällt, den chronologi-schen Überblick zu behalten: Neben der Beteiligung Werner Heydes an der Ermordung tausender behinderter Men-schen aus Anstalten im NS-Staat geht der Autor insbesondere auf das Ge-flecht aus Männerfreundschaften und falsch verstandenen Ehrgefühlen („Ich sah nicht nur keine Veranlassung dazu, darüber weiter zu reden, ... es wäre eine glatte Denunziation gewesen!“, so ein Beteiligter; S. 173) ein – es handelte sich um ein „Milieu der Mitwisser“, die wegen eigener Verstrickung in den NS-Staat und aus „Kollegensolidarität“ (S. 175) die Identität von Heyde/Sawade deckten und versuchten, den aufkom-

menden Skandal aktiv zu verhindern. Das Nachspiel: die Selbsttötung des Angeklagten Werner Heyde vor Prozessbeginn und die Einstellung aller Justizverfahren gegen seine – ihn schützenden und das Recht brechenden – Mitwisser. „Und so ging es allen enttanten, nicht staatsbewußten Beamten in dieser Affäre: sie kamen straflos davon, auch beruflich passierte ihnen so gut wie nichts.“ (S. 176)

Auch das Kapitel über Kunst und Kultur enthält einiges zum Nationalsozialismus, wobei der Autor mit der Bewertung abschließt: „wichtiger noch scheint die Grundwahrheit, daß Kunst Freiräume braucht. Die Beispiele aus der NS-Zeit zeigen, wie Macht kulturelles Leben ersticken kann, wie stark Kunst innere Freiheit atmet – auch ausstrahlt.“ (S. 56) Leider fehlt unter den Literaturangaben der m. E. wichtige Band zum Kunstverein in Kiel (*125 Jahre Kunstverein*. Eine Festschrift zum 150. Jubiläum des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins. Hrg. v. Hans-Werner Schmidt. Kiel 1993).

Das Kapitel *Landgewinnung* (S. 88ff.) geht ziemlich ausführlich auf die NS-Siedlungspolitik an der Westküste ein und zeigt den fundamentalen Unterschied zu heute auf: „Damals ging es um ‚Deutschen Lebensraum und Landgewinnung‘“ (S. 93) und die Ansiedlung von – streng nach arischen Kriterien ausgewählten – Neubauern auf dem gewonnenen Neuland hinter den Deichen (u. a. im „Adolf-Hitler-Koog“, S. 94). In der Gegenwart geht es hingegen um „Landerhaltung und Küstenschutz“ (S. 96): „Die Zeit der Landgewinnungsprojekte ist vorbei. ‚Trutz blanker Hans‘ heißt heute: Schutz für Bewohner und

die [...] einzigartige Natur der Westküste“ (S. 97).

Im Kapitel über die *Neudänische Bewegung* nach 1945 schildert der Autor nicht nur die politische und gefühlsmäßige Lage vor Ort, sondern geht auch kritisch auf das pro-nationalsozialistische (Wahl-)Verhalten der Region bis 1933 ein und vergisst ebensowenig die wirtschaftlich bis rassistisch motivierte Ablehnung der ostdeutschen Flüchtlinge nach 1945, um dann auf den neuen Grenzkampf im Norden zu sprechen zu kommen. Ähnlich wie schon im ersten Band der *Jahrhundert-Story* – bezüglich des *Grenzkampfes 1920* – ist Danker auch jetzt sehr vorsichtig bzgl. des Vorbildcharakters der Region für die Lösung anderer Minderheitenkonflikte und fragt, „inwieweit das Modell wirklich exportfähig ist“, S. 121).

Weitere lesenswerte Details zum Thema Nationalsozialismus kann man im Kapitel *Zeitungen im 20. Jahrhundert* finden. Auch wenn manches falsch ist – so wird etwa eine Zwangsfusion zwischen den *Kieler Neuesten Nachrichten* und der *Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung* für 1940 behauptet, wohingegen es eine Vereinigung mit der Kieler NS-Zeitung *Nordische Rundschau* im Jahre 1942 war – und manches meines Erachtens Wichtige weggelassen wurde – etwa die Enteignung der sozialdemokratischen *Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung* in Kiel zugunsten der damit wöchentlich erscheinenden NS-Parteizeitung – ist das Kapitel trotzdem sehr lesenswert und als erster Überblick zu empfehlen.

Mit fünf Biografien von Männern und Frauen sowie dem die Serie abschließenden Kapitel *Jahrhundertbilanz* en-

det die *Jahrhundert-Story* – ironischerweise zu einem Zeitpunkt, von dem am Anfang – im ersten Kapitel des ersten Bandes – noch gesagt wurde, es sei eben nicht der Anfang eines neuen Jahrhunderts, sondern dieses beginne erst ein Jahr später...

Danker zieht folgende Bilanz: „Gleich zweimal in diesem Jahrhundert hat Schleswig-Holstein die ‚große Geschichte‘ vorweggenommen, ihren Verlauf nachhaltig beeinflusst“ (S. 291), womit er die Novemberrevolution 1918 sowie die frühen und dann absoluten Wahlerfolge der Nazis meint, um später noch auf die immense Bedeutung des „Altonaer Blutsonntags“ für die weitere Entwicklung im Reich abzuheben. Doch ist für Uwe Danker klar: „In vielem ist die schleswig-holsteinische Regionalgeschichte ein Spiegel der deutschen Entwicklung“ (S. 304). Und für die kommende Entwicklung wünscht er sich abschließend: „Toleranz, Humanität und Demokratie sollten die Richtschnur der Zukunft bilden. Genau sie haben im 20. Jahrhundert nicht immer gegolten.“ (S. 306)

Der Rezensent kommt ähnlich wie beim ersten Band der *Jahrhundert-Story* zu einem positiven Urteil über die Buchserie. Meines Erachtens hat Danker jedes relevante Thema behandelt (vgl. die Übersicht auf S. 135), sei es mit einem ganzen Kapitel, sei es durch Darstellung in einem bestimmten Zusammenhang (etwa die Entnazifizierung). Die aktuelle Regierungspolitik seit den SPD-Regierungen nach der Barschel-Affäre hat der Autor wohl bewusst ausgespart, obwohl dies gegen sein Konzept verstößt; hier treffen sich der Historiker und das SPD-Mitglied und enthalten

sich einer Bewertung des Aktuellen.

Inwieweit es sinnvoller gewesen wäre, auch die Zeit der Weimarer Republik – etwa anhand der Provinziallandtage und Ober- bzw. Regierungspräsidenten – vorzustellen, soll offen bleiben (und wäre auch aufgrund der Veröffentlichungen dazu schwierig gewesen). Für die NS-Zeit hingegen stößt dies etwas auf, weil eben nicht nur das Kapitel *Jugend in der NS-Zeit* allein ausreicht und die vielfältigen Hinweise in anderen Kapiteln natürlich von niemanden neben- und hintereinander gelesen werden. Inwieweit ein frauenspezifischerer Blick notwendig gewesen wäre, möchte ich kompetenten Rezensentinnen überlassen; auf jeden Fall hat sich Danker bemüht, nicht nur sehr verständlich zu schreiben, sondern auch soziale, wirtschaftliche, biografische und politische Aspekte einzubeziehen, also keine pure Ereignisgeschichte zu verfassen.

Die *Jahrhundert-Story* ist ein Geschichtsprojekt geworden, das seinesgleichen sucht, für breite Bevölkerungsgruppen einen Zugang zur Regionalgeschichte bereitet hat und damit auch die Chance hatte, ein breiteres Bewusstsein für Regionalgeschichte zu vermitteln – für eine Regionalgeschichte jenseits der verklärenden Heimattümelei. Allein deshalb hat das Projekt *Jahrhundert-Story* ein sehr großes Lob verdient. –

Hinsichtlich der Landvolkbewegung sei an dieser Stelle ein Irrtum in der Besprechung zu Band 1 der *Jahrhundert-Story* richtiggestellt: Es wurde fälschlich kritisiert, dass Danker nicht auf die angebliche NS-Karriere des Landvolkführers Wilhelm Hamkens als späterer Regierungspräsident von Schleswig-Holstein hingewiesen habe – in Wirklich-

Chronologischer Themenüberblick**Band / Kapitel**

Jahrhundertwechsel 1900	Band I / 1
Dienstboten im Kaiserreich 1900 – 1918	Band I / 9
Badereisen und Sommerfrische 1900 – 1935	Band II / 4
Erster Weltkrieg 1914 – 1918	Band I / 6
Revolution in Kiel 1918/19	Band II / 9
Grenzkampf 1920	Band II / 1
Kinderrepublik und Werftarbeiter 1927	Band I / 12
Landvolkbewegung 1928 – 1930	Band I / 3
Zerstörung der Demokratie 1929 – 1934	Band II / 14
Jugend in der NS-Zeit 1933 – 1939	Band I / 10
Widerstand 1933 – 1945	Band II / 3
Olympische Segelwettkämpfe in Kiel 1936 und 1972	Band III / 7
Reichspogromnacht 1938	Band II / 8
Zweiter Weltkrieg und sein Ende 1945	Band III / 4
Flüchtlinge 1945	Band I / 7
Neudänische Bewegung und Grenzfrieden nach 1945	Band III / 6
Trümmerkultur 1945 – 1950	Band II / 11
Erster Landtag 1947	Band I / 13
Strukturwandel in der Landwirtschaft seit 1950	Band III / 2
Wirtschaftswunder 1948 – 1960	Band II / 2
Befreiung Helgolands 1952	Band III / 10
Metallarbeiterstreik 1956/57	Band I / 5
Affäre Heyde/Sawade 1959	Band III / 9
Die große Flut 1962	Band III / 1
Landespolitik 1950 – 1967	Band III / 8
Industrieller Strukturwandel 1965 – 1985	Band II / 2
Türkische Minderheit seit 1970	Band II / 13
APO in Schleswig-Holstein 1968 – 1970	Band I / 11
Landespolitik 1967 – 1985	Band II / 12
Kernkraftwerk Brokdorf 1976 – 1986	Band I / 4
Schneekatastrophe 1978/79	Band I / 8
Affäre Barschel und die Folgen 1987	Band III / 11

Übergreifende Kapitel

Schule im 20. Jahrhundert	Band I / 2
Bauen und Wohnen im 20. Jahrhundert	Band II / 6
Friesen im 20. Jahrhundert	Band II / 7
Plattdeutsch im 20. Jahrhundert	Band II / 10
Kunst- und Kulturlandschaft im 20. Jahrhundert	Band III / 3
Landgewinnung an der Westküste im 20. Jahrhundert	Band III / 5
Zeitungen im 20. Jahrhundert	Band III / 12
Lebenswege im 20. Jahrhundert I (Zwei Männerbiographien)	Band III / 13
Lebenswege im 20. Jahrhundert II. (Drei Frauenbiographien)	Band III / 14
Jahrhundertbilanz	Band III / 15

keit handelt es sich aber um zwei Personen gleichen Namens.

Frank Omland

Uwe Danker: Die Jahrhundert-Story. Band 2 und 3. Flensburg: sh.z-Verlag 1999. 304 und 355 S. mit zahlr. Abb.

Konservativ-christliche Wahrnehmung

Mit der (gekürzten) Transkription der die Jahre 1945 – 1948 umfassenden Ausschnitte der vielbändigen Tagebuchaufzeichnungen des Elmshorner Oberschullehrers Heinrich Hinz (1876 – 1956) liefert uns der ehrenamtliche Stadtarchivar Elmshorns ein lesenswertes Dokument der Zeit des Kriegsendes und der unmittelbaren Nachkriegszeit in Elmshorn. Hinz, der 1920 bis zu seiner Pensionierung 1938 (und danach von 1939 – 1946 als Dienstverpflichteter) an der Mädchenoberschule in Elmshorn wirkte und vor 1933 als konservativer Stadtverordneter tätig war, beschreibt die alltäglichen Erlebnisse in den letzten vier Kriegsmonaten und in der schweren Nachkriegszeit.

Besonders interessant ist die sich hier niederschlagende Wahrnehmung des Umbruchs durch einen konservativ-christlichen Bildungsbürger, der sich gedanklich nur schwer vom Nationalsozialismus und den ihn mitbestimmenden Werthaltungen (antisozialistisch, antibolschewistisch und damit antirusisch, antislawisch, deutschnational) trennen kann. Erleichternd scheint für Hinz sein Christentum und seine aktive Mitwirkung in den Elmshorner lutherischen Gemeinden (als Kirchenvorstand an St. Nikolai und Synodaler in der Propstei Rantzau) gewesen zu sein. Er baute u. a. das Kirchliche Hilfswerk (bezeichnenderweise „KHW“ – in An-

lehnung an das nationalsozialistische WHW) in der durch Flüchtlinge auf das doppelte ihrer Vorkriegseinwohnerzahl angewachsenen Stadt, die zudem starke Bombenschäden aufwies, auf und war auch sonst in mancherlei Hinsicht im öffentlichen Leben aktiv. Seine Sympathien gelten der schon bald gegründeten CDU.

Aber das Gros der Aufzeichnungen ist vom Kampf um das Überleben, um das Beschaffen von Lebensmitteln, Brennmaterial und Kleidung gekennzeichnet. Auch die zahlreichen Bedrängungen durch die angespannte Wohnlage werden thematisiert.

Die letzten Tage des Nationalsozialismus in Elmshorn werden eher aus einer distanzierten Sicht geschildert; insbesondere die zahlreichen Luftalarme und Tieffliegerangriffe machen Hinz zu schaffen. Gleichwohl ist eine resignative Anerkennung des Unabwendbaren zu verzeichnen. Am 4. Januar 1945 schreibt er – wohl noch im Glauben an die offiziellen Meldungen: „Die große Schlacht im Westen, durch unseren Vorstoß hervorgerufen, geht mit unerhörter Gewalt weiter. Unsere Flieger zerstörten 500 feindliche Flugzeuge.“ – Am 17. Januar: „Währenddessen tobt die Schlacht im Westen weiter, und den Sowjets haben wir große Teile Polens freigegeben, darunter Warschau. Wo soll das hinaus?“ – Hinsichtlich seiner

staatsbürgerlichen Pflichten vermerkt er am 25. Januar 1945: „Das kriegerische Geschehen wird immer furchtbarer. Der Einzelne kann nicht mehr tun, als an seinem Platz seine Pflicht voll und ganz zu erfüllen.“ – Drei Tage später heißt es: „Vorhin marschierte mein Direktor Kienast mit einem Volkssturmzug an meinem Hause vorüber. Erschüttert war ich, als ich mir die Mannschaften genauer anschaute. Alte Männer mit zerfurchten Gesichtern und schleppendem oder hinkendem Gang. [...] Wenn diese Männer das Vaterland retten sollen, dann muß unser Herrgott uns beistehen.“

Und so geht es fort. Der letzte große Luftangriff auf Elmshorn am 26. April 1945 wird geschildert, dann heißt es am 2. Mai: „Die Ereignisse überstürzen sich: Der Führer tot; Dönitz, sein Nachfolger, proklamiert die Weiterführung des Krieges, besonders gegen den Osten, während Himmler bedingungslose Kapitulation angeboten haben soll. Haben wir jetzt 2 Regierungen, die gegeneinander arbeiten? Was soll das werden?“ Nachdem Schleswig-Holstein durch die alliierten Verbände abgeschnitten ist, am 4. Mai 1945 diese Eintragung: „Wie angl[oamer]ikanische Berichte melden – deutsche gibt es ja nicht mehr – sollen Hitler und Dr. Göbbels sich erschossen haben und nicht durch Feindeinwirkung gefallen sein. Wie dem auch sei: Adolf Hitler hat das deutsche Volk geeinigt, ein großes soziales Programm durchgeführt, hat es dann aber in einen Krieg gestürzt, der große Siege brachte, aber nicht von unserem Volk gegen die ganze Welt durchgehalten werden konnte und nun in einem Abgrund endigt, wie ihn das deutsche Volk noch niemals in seiner

wechselvollen Geschichte erlebt hat. Das nationalsozialistische Reich sollte ein tausendjähriges sein und für die Ewigkeit bestand haben, und nun – ist es nach zwölf Jahren wie ein Kartenhaus umgeblasen und bedeckt von Trümmern. [...] Armes Deutschland!“ – Diese wenigen Textauszüge mögen genügen.

Ein Wort noch zur Tätigkeit des Herausgebers. Er hat auf mögliche Überarbeitungen (die Hinz in seinen Aufzeichnungen an wenigstens vier Stellen thematisiert) nicht hingewiesen. Er hat Kürzungen vorgenommen, die er kenntlich macht. Anmerkungen sind eingefügt – mir ist allerdings das System nicht erkenntlich, nach dem er vorgegangen ist. Der als „Stichwortverzeichnis“ bezeichnete Index ist weder vollständig, noch überzeugend aufgebaut. So erscheinen Namen unter dem Titel „Dr.“ oder „Frau“ oder gar unter dem Vornamen. So ist er also nicht zu gebrauchen – jedenfalls nicht zuverlässig. Zahlreiche Schreibfehler machen unsicher, ob hier eine buchstabenge-treue Transkription vorgelegt wurde oder einfach Flüchtigkeitsfehler des Herausgebers verantwortlich zu machen ist.

Das ist eigentlich schade, denn die Tagebuchabschnitte stellen eine wichtige Quelle – wohl nicht nur zur Elmshorner Lokalgeschichte – dar; sie hätten vielleicht auch ein ansprechenderes Äußeres (keine einfache, gelumbeckte DIN A 4-Offsetreproduktion) verdient.

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

1945 bis 1948. Zeitzeugnisse aus dem Tagebuch eines Elmshorner Pädagogen, hg. v. Karl Heinz Kuhlemann. Elmshorn: Stadtarchiv 1999. 150 S.